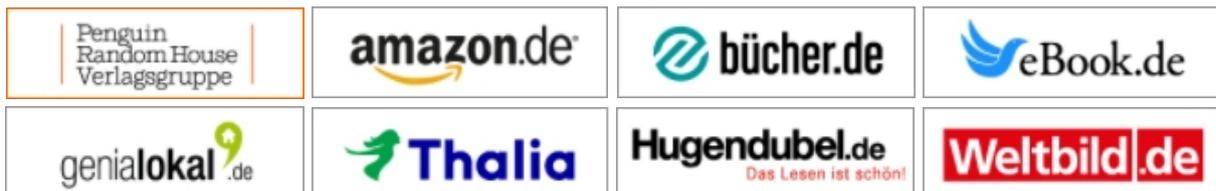


Leseprobe

Über den Feldern Der Erste Weltkrieg in großen Erzählungen der Weltliteratur

»Die meisterhaften Erzählungen bekräftigen den Rang, den beste Literatur einnimmt: Verlässlicher Lotse durch Welt und Zeitläufte.« *BuchMarkt*

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,95 €



Seiten: 784

Erscheinungstermin: 17. März 2014

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Die erste weltliterarische Gesamtschau 100 Jahre nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs!

Über alle Fronten hinweg versammelt dieses Buch 70 Glanzstücke moderner Erzählkunst aus 16 Sprachen, viele davon in Erst- oder Neuübersetzung.

Mit 70 Novellen, Short Storys und Prosaskizzen, entstanden in der Mehrzahl bereits während der Kriegsjahre, von Ernest Hemingway, Stefan Zweig, Tania Blixen, Marcel Proust, Ford Madox Ford, Robert Musil, Virginia Woolf, Guillaume Apollinaire, Alfred Döblin, Joseph Conrad, Jaroslav Hašek, Isaak Babel, Bertolt Brecht, Ivo Andrić, William Faulkner, Irène Némirovsky, Gabriele d'Annunzio, Louis-Ferdinand Céline, Franz Kafka, Katherine Mansfield u.v.a.

Das universelle Panorama der Jahre 1914–1918 beleuchtet menschliche Abgründe, zeigt die Realität des Kriegs und überrascht mit unvermuteten Hoffnungs- und Glücksmomenten: *Über den Feldern* nimmt neben dem Frontgeschehen ganz bewusst die Nebenkriegsschauplätze ins Visier: Etappe und Hinterland, scheinbar aus der Zeit gefallene „zivile“ Refugien, dazu die inneren Fluchten, Ideen- und Seelenräume sowie, nicht minder umkämpft als die Gefechtszonen der Außenwelt, die „Territorien des Gewissens“ (Pasternak).

Autor

Über den Feldern

ÜBER DEN FELDERN

DER ERSTE WELTKRIEG
IN GROSSEN ERZÄHLUNGEN
DER WELTLITERATUR

Herausgegeben
von Horst Lauinger

MANESSE VERLAG
ZÜRICH

ANATOLE FRANCE

Truppenparade

René, Bernard, Jacques und Étienne glauben, es gebe nichts Schöneres auf Erden als das Militär. Francine denkt das Gleiche und möchte ein Knabe sein, um Soldat zu werden. Sie alle sind dieser Ansicht, denn die Soldaten tragen schöne Uniformen, Achselstücke, goldene Rangabzeichen und Säbel, die glänzen. Noch aus einem weiteren Grunde gehört der Soldat ins vorderste Glied des Vaterlandes: weil er sein Leben hingibt. Wirkliche Größe gibt es hienieden nur im Opfer, und das größte darunter ist dasjenige des Lebens, weil es ja alle andern umfasst. Gerade deshalb schlägt das Herz der Bürger höher, wenn sie dicht gedrängt dem Vorbeimarsch eines Regiments zuschauen.

René ist General. Er trägt einen Zweispitz und reitet auf einem Schlachtross. Die Kopfbedeckung ist aus Papier, und das Ross ist ein Stuhl. Seine Armee setzt sich aus einem Tambour und vier Mann, darunter ein Mädchen, zusammen. «Gewehre schultern! Vorwärts, marsch!» Und die Truppenparade beginnt. Francine und Roger sehen sehr gut aus in Uniform. Jacques trägt, offen gestanden, sein Gewehr etwas lasch zwischen den Armen. Das rührt daher, dass er Melancholiker ist. Man soll ihm daraus aber keinen Vorwurf machen. Träumer können ebenso tapfer sein wie diejenigen, die überhaupt nicht träumen. Sein jüngerer Bruder aber, Étienne, der kleinste Mann im Regiment, ist in Gedanken versunken. Er ist ehrgeizig. Er möchte General werden, und zwar sofort. Das bereitet ihm Sorgen.

«Vorwärts! Vorwärts!», ruft René. «Im Esszimmer sind die Chinesen. Wir wollen sie angreifen!»

Die Chinesen, das sind die Stühle. Im Kriegsspiel sind Stühle wie geschaffen dazu, die Chinesen darzustellen. Sie fallen um. Etwas Besse-

res können die Chinesen gar nicht tun. Da nun alle Stühle die Beine in die Luft strecken, verkündet René: «Soldaten, jetzt, da wir die Chinesen besiegt haben, können wir etwas essen gehen!»

Dieser Vorschlag wird in der ganzen Armee günstig aufgenommen. Die Soldaten, die müssen eben essen. Für dieses Mal haben die rückwärtigen Dienste nach Belieben Proviant herbeigeschafft: Punschringe, kleine Gugelhupfe, Mokka- und Schokoladenschnittchen, Sirup aus Johannisbeeren. Die Armee schlingt in sich hinein. Nur der düstere Étienne isst nichts. Neidvoll schaut er auf den Säbel und den Zweispitz, die der General auf einem Stuhl hat liegen lassen. Er geht auf die beiden Dinge zu, packt sie und schleicht damit ins Zimmer nebenan. Dort stellt er sich vor den Spiegel, setzt sich den Hut auf und schwingt den Säbel. General ist er jetzt, General ohne Armee, General für sich allein. Als Ehrgeiziger genießt er dieses Vergnügen voll vager Andeutungen und lange wärender Hoffnungen.

SAKI

Das Friedensspielzeug

«Harvey», sagte Eleanor Bope, indem Sie ihrem Bruder einen Ausschnitt aus einer Londoner Zeitung vom 19. März hinhielt, «lies doch bitte dies über Kinderspielzeug; es entspricht exakt manchen unserer Vorstellungen über Einfluss und Erziehung.»

«Nach Ansicht des Nationalen Friedensrates», lautete der Artikel, «bestehen ernstliche Bedenken gegen die Sitte, unsere Knaben mit Soldatenregimentern, Geschützbatterien und Schlachtschiffschwadronen zu beschenken. Knaben seien, wie der Rat einräumt, dem Kampfe und jeglichem Kriegsgerät von Natur aus zugetan ... dies sei aber kein Grund, ihren ursprünglichen Instinkten Nahrung und womöglich eine dauerhafte Form zu geben. Auf der Kinderfürsorgeausstellung, die in drei Wochen im «Olympia»^{*} ihre Pforten öffnet, wird der Friedensrat den Eltern mit einer Ausstellung von «Friedensspielzeug» einen Alternativvorschlag machen. Vor einer eigens gemalten Darstellung des Friedenspalasts zu Den Haag sollen keine Miniatursoldaten, sondern Miniaturzivilisten, keine Kanonen, sondern Pflüge und anderes Werkzeug aus der Arbeitswelt aufgestellt werden ... Man hofft mit dieser Ausstellung den Produzenten eine Anregung geben zu können, die in den Spielzeuggeschäften Früchte tragen wird.»

«Die Idee ist gewiss interessant und sehr gut gemeint», sagte Harvey, «aber ob sie in der Praxis Erfolg hat ...»

«Wir müssen es versuchen», unterbrach ihn seine Schwester; «du kommst uns zu Ostern besuchen; und da du den Jungen immer Spielzeug mitbringst, bietet sich dir eine ausgezeichnete Gelegenheit,

* 1886 eröffnete Ausstellungshalle in West Kensington.

das neue Experiment einzuleiten. Geh durch die Läden und kauf irgendwelche kleinen Spielzeuge und Modelle, die einen bestimmten Bezug zum Zivilistendasein in seinen friedlicheren Aspekten haben. Selbstverständlich musst du den Kindern die Spielzeuge erklären und sie für die neue Idee gewinnen. Das ›Belagerung von Adrianopel‹-Spiel, das Tante Susan ihnen geschickt hat, hatte bedauerlicherweise überhaupt keine Erklärung nötig; sie kannten sämtliche Uniformen und Flaggen und sogar die Namen der jeweiligen Kommandanten; und als ich sie eines Tages höchst anstößige Reden führen zu hören glaubte, sagten sie mir, es handle sich um bulgarische Kommandoausdrücke; das *mag* natürlich gestimmt haben, aber jedenfalls habe ich ihnen das Spielzeug weggenommen. Von deinen Ostergeschenken erwarte ich mir nun, dass sie das Denken der Kinder anregen und in eine ganz andere Richtung lenken; Eric ist knapp elf, und Bertie ist gerade neuneinhalb, sie sind also eigentlich in einem sehr formbaren Alter.»

«Wobei aber ursprüngliche Instinkte zu berücksichtigen sind», sagte Harvey zweifelnd, «und ererbte Anlagen obendrein. Einer ihrer Großonkel hat bei Inkerman auf unduldsamste Weise gefochten* – ich glaube, er fand in den Kriegsberichten besondere Erwähnung –, und ihr Urgroßvater hat bei der Verabschiedung des großen Reformgesetzes die Gewächshäuser all seiner Whig-Nachbarn zertrümmert.** Freilich sind sie, wie du sagst, in einem formbaren Alter. Ich werde mein Bestes tun.»

Am Ostersonntag packte Harvey Bope unter den erwartungsvollen Blicken seiner Neffen eine große, vielverheißende rote Pappschachtel aus.

«Euer Onkel hat euch das Neueste an Spielsachen mitgebracht», hatte Eleanor bedeutsam gesagt, und die Erwartung der Knaben hatte sich mit geteilter Spannung auf albanische Soldaten oder ein somalisches Kamelkorps gerichtet.

* 1854 in einer der Entscheidungsschlachten im Krimkrieg gegen das Zarenreich.

** Mit dem *Reform Act* von 1832 wurde durch eine gerechtere Wahlkreiseinteilung die Sitzverteilung im brit. Parlament erreicht, was zu Lasten adeliger Großgrundbesitzer ging; die Tories waren dagegen, die Whigs dafür.

Eric war ganz versessen auf Letzteres. «Wir kriegen berittene Araber», flüsterte er; «die Albaner haben ja prima Uniformen und kämpfen den ganzen Tag und auch die ganze Nacht, falls der Mond scheint, aber das Land ist voller Felsen, und deshalb haben sie keine Kavallerie.»

Ein Haufen raschelnder Papierschnitzel war das Erste, was nach Entfernung des Deckels zu sehen war; so begannen die aufregendsten Spielzeuge immer. Harvey schob die oberste Schicht beiseite und zog ein viereckiges, undefinierbares Bauwerk heraus.

«Ein Fort!», rief Bertie.

«Nein, das ist der Palast des Mbret von Albanien», sagte Eric mit ungeheurem Stolz auf seine Kenntnis dieses exotischen Titels; «es hat keine Fenster, wie du siehst, damit die Passanten nicht auf die Königliche Familie schießen können.»

«Es ist eine städtische Mülltonne», sagte Harvey hastig; «wisst ihr, darin wird der ganze Abfall und Kehrlicht einer Stadt gesammelt, damit er nicht rumliegt und die Gesundheit der Bürger gefährdet.»

Unter furchtbarem Schweigen holte er die kleine Bleifigur eines Mannes in schwarzer Kleidung hervor. «Das», sagte er, «ist ein berühmter Zivilist, John Stuart Mill. Ein großer Mann auf dem Gebiet der politischen Ökonomie.»

«Warum?», fragte Bertie.

«Nun, weil er's sein wollte; er hielt das für etwas Nützliches.»

Bertie grunzte vielsagend, womit er bekunden wollte, dass sich über Geschmack nicht streiten ließ.

Ein weiteres eckiges Gebäude kam zum Vorschein, diesmal mit Fenstern und Kaminen.

«Ein Modell der Filiale des Christlichen Vereins Junger Frauen in Manchester», sagte Harvey.

«Gehören auch Löwen dazu?», fragte Erich hoffnungsvoll. Er hatte römische Geschichte gelesen und meinte, dass man da, wo Christen zu finden seien, vernünftigerweise auch Löwen erwarten durfte.

«Nein, keine Löwen», sagte Harvey. «Hier ist noch ein Zivilist, Robert Raikes, der Gründer der Sonntagsschulen; und das ist ein

Modell von einem städtischen Waschhaus. Diese kleinen runden Dinger sind Brote aus einem Gesundheitsbackhaus. Diese Bleifigur ist ein Gesundheitsinspektor, und das hier ist ein Bezirksrat, und das ist ein Beamter der Gemeindeverwaltung.»

«Was tut der denn?», fragte Eric missmutig.

«Er kümmert sich um alles, was in seine Abteilung fällt», sagte Harvey. «Dieser Kasten mit dem Schlitz hier ist eine Wahlurne. Da werden bei den Wahlen die Stimmzettel hineingesteckt.»

«Und was steckt man sonst da rein?», fragte Bernie.

«Nichts. Und hier sind ein paar Werkzeuge aus der Arbeitswelt: ein Schubkarren und eine Hacke, und das hier sollen wohl Hopfenstangen sein. Dies ist das Modell eines Bienenstocks, und das ist ein Ventilator für die Kanalisationsbelüftung. Das scheint eine weitere städtische Mülltonne zu sein – nein, es ist das Modell einer Kunstschule samt angeschlossener Leihbücherei. Diese kleine Bleifigur ist Mrs Hemans, eine Dichterin, und das ist Rowland Hill, der das System der Pennypost eingeführt hat. Und das ist Sir John Herschel, der bedeutende Astrologe.»

«Sollen wir etwa mit diesen Zivilistenfiguren spielen?», fragte Eric.

«Natürlich», sagte Harvey, «es sind ja Spielsachen, und die sind zum Spielen da.»

«Aber wie?»

Eine ziemlich heikle Frage. «Ihr könntet zwei von ihnen sich um einen Parlamentssitz bewerben lassen», sagte Harvey, «und einen Wahlkampf ...»

«Mit faulen Eiern und Schlägereien und jede Menge eingeschlagenen Schädeln!», rief Eric.

«Und blutigen Nasen, und alles betrunken bis zum Gehnichts-mehr», echote Bertie, der eingehend eins von Hogarths Bildern studiert hatte.*

«Nichts dergleichen», sagte Harvey, «ganz und gar nichts der-

* Das Gemälde *Chairing the Member* (1755) aus der *Election*-Serie des Karikaturisten William Hogarth (1697–1764) zeigt Handgreiflichkeiten zwischen Whigs und Tories.

gleichen. Stimmzettel werden in die Wahlurne gesteckt, und der Bürgermeister wird sie auszählen – als Bürgermeister könnt ihr ja den Bezirksrat nehmen –, und er wird verkünden, wer die meisten Stimmen erhalten hat, und dann werden ihm die zwei Kandidaten für den Vorsitz danken, und beide werden sagen, dass der Kampf durchaus auf die erfreulichste und redlichste Weise geführt worden sei; und darauf trennen sie sich mit Bekundungen ihrer gegenseitigen Wertschätzung. Da habt ihr Jungs doch ein prima Spiel. Solche Spielsachen habe ich nicht gehabt, als ich jung war.»

«Ich glaube nicht, dass wir jetzt gleich damit spielen werden», sagte Eric, dem jegliche Begeisterung, die sein Onkel gezeigt hatte, vollständig abging; «vielleicht sollten wir uns erst einmal ein bisschen mit unseren Ferien-Hausaufgaben beschäftigen. Diesmal ist Geschichte dran; wir haben was über die Bourbonenzeit in Frankreich aufgekrigelt.»

«Die Bourbonenzeit», sagte Harvey mit einiger Missbilligung in der Stimme.

«Wir sollen etwas über Ludwig XIV. lernen», fuhr Bertie fort, «die Namen aller wichtigen Schlachten kann ich schon auswendig.»

So würde das nichts. «Sicher wurden unter seiner Herrschaft ein paar Schlachten geschlagen», sagte Harvey, «aber ich denke, die Berichte davon wurden stark übertrieben; die Nachrichten waren in diesen Zeiten sehr unzuverlässig, Kriegskorrespondenten gab's praktisch überhaupt keine; also konnten Generale und Kommandanten alle ihre kleinen Scharmützel aufbauschen, bis sie die Ausmaße von Entscheidungsschlachten annahmen. Ludwig war eigentlich berühmt als Landschaftsgärtner; sein Entwurf von Versailles wurde so sehr bewundert, dass er in ganz Europa kopiert wurde.»

«Weißt du irgendetwas über Madame du Barry?», fragte Eric. «Ist der nicht der Kopf abgehackt worden?»

«Auch sie war eine große Liebhaberin der Gartenkunst», sagte Harvey ausweichend; «ja, ich glaube, die bekannte Rose du Barry ist nach ihr benannt worden, und jetzt solltet ihr lieber ein Weilchen spielen und die Hausaufgaben auf später verschieben.»

Harvey zog sich in die Bibliothek zurück und grübelte dreißig oder vierzig Minuten über die Frage nach, ob es möglich sei, ein Geschichtsbuch zum Gebrauch an Grundschulen zu verfassen, in dem Schlachten, Massaker, Mordintrigen und gewaltsame Todesfälle nicht im Vordergrund stünden. Die York-und-Lancaster-Epoche und die napoleonische Ära würden, wie er sich eingestand, beträchtliche Schwierigkeiten machen, und der Dreißigjährige Krieg dürfte eine ziemliche Lücke hinterlassen, wenn man ihn vollständig fortließe. Trotzdem wäre etwas damit gewonnen, wenn es gelänge, die Aufmerksamkeit von Kindern in extrem formbarem Alter auf die Erfindung des Kattendrucks zu lenken anstatt auf die spanische Armada oder die Schlacht von Waterloo.

Es war Zeit, dachte er, ins Kinderzimmer zurückzugehen und nachzusehen, wie sie mit ihrem Friedensspielzeug zurechtkämen. Als er vor der Tür stand, konnte er Eric mit erhobener Stimme kommandieren hören; Bertie fiel ab und zu mit einem hilfreichen Vorschlag ein. «Das ist Ludwig XIV.», sagte Eric gerade, «der mit den Kniehosen, der, wie Onkel sagt, die Sonntagsschule erfunden hat. Er sieht ihm zwar kein bisschen ähnlich, aber fürs Erste wird's reichen.»

«Demnächst werden wir ihm mit meinem Malkasten einen Purpurmantel verpassen», sagte Bertie.

«Ja, und rote Absätze. Das ist Madame de Maintenon, die, die er Mrs Hemans genannt hat. Sie bittet Ludwig, diese Expedition abzublasen, aber er stellt sich taub. Er nimmt Marschall Saxe mit, und wir müssen so tun, als ob sie Tausende von Männern mitnehmen würden. Die Parole ist «*Qui vive?*»^{*} und die Antwort darauf «*L'État, c'est moi*»^{**} – das war einer seiner Lieblingssprüche, musst du wissen. Sie landen mitten in der Nacht in Manchester, und ein jakobinischer Verschwörer gibt ihnen die Schlüssel zur Festung.»

* Frz. «Wer soll hochleben?», zur Zeit des Ancien Régime rituelle Frage frz. Wachsoldaten an Einlass begehrende Untertanen, die mit «*Vive le Roi*» («Es lebe der König») zu antworten hatten.

** Frz. «Der Staat bin ich», absolutistische Herrschaftsmaxime des Sonnenkönigs Ludwig XIV. (1638–1715).

Harvey spähte zur Tür hinein und stellte fest, dass die städtische Mülltonne mit Löchern zur Aufnahme von Geschütz-mündungen versehen worden war und jetzt die wichtigste befestigte Stellung von Manchester darstellte; John Stuart Mill war in rote Tinte getaucht worden und repräsentierte offenbar den Marschall Saxe.

«Ludwig befiehlt seinen Truppen, den Christlichen Verein Junger Frauen zu umzingeln und das ganze Pack zu ergreifen. «Einmal wieder im Louvre, und die Mädchen gehören mir!», ruft er. Mrs Hemans müssen wir noch mal nehmen als eins der Mädchen; sie sagt: «Niemals!», und versetzt Marschall Saxe einen Dolchstich ins Herz.»

«Er blutet fürchterlich», schrie Bertie und verspritzte großzügig rote Tinte über die Fassade des Vereinsgebäudes.

«Die Soldaten stürmen herein und rächen seinen Tod mit äußerster Grausamkeit. Hundert Mädchen werden umgebracht» – hier leerte Bertie den Rest der roten Tinte über dem aufopferungsvollen Gebäude aus – «und die fünfhundert Überlebenden werden auf die französischen Schiffe geschleppt. «Ich habe einen Marschall verloren», sagt Ludwig, «doch kehre ich nicht mit leeren Händen zurück.»»

Harvey entfernte sich leise von dem Zimmer und begab sich zu seiner Schwester. «Eleanor», sagte er, «das Experiment ...»

«Ja?»

«Ist schiefgegangen. Wir haben zu spät damit begonnen.»

EDUARD VON KEYSERLING

Im stillen Winkel

Die Familie von der Ost ging, wie sie es gewohnt war, auf das Land hinaus. Sie wollte wieder die alte Villa beziehen, die drüben im Gebirge am Ende der Dorfstraße stand. Bruno von Ost verließ für einen Tag die Bank, deren Direktor er war, um den Umzug der Familie zu leiten. Er war ein großes organisatorisches Talent und liebte es, diese Eigenschaft auch in den kleinen Angelegenheiten des Hauses und der Familie zu zeigen. Es machte ihm Vergnügen, in der Bahnhofshalle mitten unter Kisten und Körben zu stehen und den Trägern kurze Befehle zu erteilen. «Alles», pflegte er zu sagen, «auch das Geringste, muss vernunftgemäß durchgeführt werden.» Später auf dem Bahnsteig ordnete er die Unterbringung des zahlreichen Handgepäcks an, dann musste die Familie ihre Plätze einnehmen: Frau von der Ost, Tante Dina, der kleine Paul und die alte Marie, Pauls frühere Wärterin. Paul ließ seinen Vater nicht aus den Augen, es verursachte ihm ein seltsam aufregendes Wohlgefühl, die hohe, breitschultrige Gestalt zu betrachten, die graublauen Augen hinter den blanken Brillengläsern, der blonde Schnurrbart, der sachte im Winde flatterte, dazu die schnarrende, befehlende Stimme – all das war prachtvoll und erregend.

Nun war alles geordnet, Herr von der Ost stieg in den Wagen, und die Türe ward zugeschlagen. Durch das niedergelassene Fenster wurde noch ein Rosenstrauß hereingereicht, und ein lachendes Gesicht erschien: Hugo von Wirden war es, der Volontär der Bank, der Herrn von Ost zu besonderer Aufsicht empfohlen war. Der junge Mann war leichtsinnig gewesen und sollte in der Bank wieder ein ordentlicher Mensch werden. Paul lächelte, er musste immer lächeln, wenn er dieses hübsche Gesicht mit den lustigen,

braunen Augen und dem breiten, roten Munde sah. Paul liebte es, wenn Herr von Wirden zu ihnen kam, es wurde dann gleich so heiter, Mama lachte so viel, Herr von Wirden neckte Tante Dina, Paul, und selbst die alte Marie. «Er ist hübsch», sagte einmal Paul zur alten Marie, «er hat ein hübsches, unartiges Gesicht.»

«Wie schön die Familie hier verfrachtet ist», rief Herr von Wirden in den Wagen hinein. «Glückliche Reise! Ich komme bald nach.»

Frau von der Ost nahm die Rosen in Empfang und beugte sich nahe auf sie nieder. «Wie sie duften!», sagte sie.

«Noch gibt es keinen Urlaub», meinte Herr von der Ost.

«Ich weiß, ich weiß», entgegnete Wirden; «dass Sie auch immer an die Ketten erinnern müssen, lieber Direktor! Gleichviel, ich komme doch. Adieu.» Damit verschwand er.

«Ein Windhund», bemerkte Herr von der Ost.

Die alte Marie lachte. Der Zug setzte sich in Bewegung.

Paul drückte sich in seine Ecke. So war es gut. Sie saßen hier alle beisammen, und er fühlte sich geschützt und geborgen. Dieser Knabe hatte ein seltsam starkes Gefühl für die Unsicherheit unsres Daseins, er wusste nicht, was es war, aber er ahnte überall in der Welt dunkle Mächte, die ihm und denen, die er liebte, auflauerten. Wenn die Lebenslage einmal sicher und behaglich war, dann empfand er ein starkes Wohlgefühl. Er selbst war klein und schwächlich, er wurde «der kleine Paul» genannt, obgleich er schon über elf Jahre zählte, sein bleiches Gesicht hatte runde, kindliche Züge, die grauen Augen konnten in der Erregung hell werden wie Silber, das dicke, krause Blondhaar ließ seinen Kopf seltsam groß erscheinen.

Paul begann in seiner nachdenklichen Art die Gesichter seiner Angehörigen zu studieren. Zuerst das schmale, schöne Gesicht seiner Mutter; unter dem großen, gelben Sommerhut stahlen sich blonde Löckchen über die Stirn, die Lippen waren geschlossen, feine, sehr rote Striche, die sich an den Enden ein wenig hinaufbogen. Die grauen Augen waren ganz blank und die sonst blassen Wangen leicht gerötet. Es ergriff Paul stets, wenn seine Mutter erregte, blanke Augen und gerötete Wangen hatte, sie sah dann so

jung und leicht verwundbar aus, und er fürchtete, jemand könnte ihr etwas zuleide tun. Das Gesicht der Tante Dina war für Paul stets ein interessanter Gegenstand der Beobachtung gewesen, es ging auf ihm so viel vor; all die Falten und Fältchen, die wunderliche Muster auf der Stirn und den Schläfen bildeten, die tiefen Augenhöhlen, der weiche, bewegliche Mund, die Härchen am Kinn, all das war merkwürdig genug. Das braune Gesicht der alten Marie mit den kleinen, wie mit dem Messer hineingeritzten Falten, den trübblauen, schläfrigen Augen war Paul bekannt und vertraut wie seine Kinderstube. Endlich galt es, den Vater anzusehen, und das war gefährlich, denn wie leicht konnten die stahlblauen Augen sich auch auf Paul richten, mit dem strengen, ein wenig unzufriedenen Blick. Paul wusste, er gefiel seinem Vater nicht, er gefiel ihm nicht, weil er klein und schwach war. Dennoch verursachte es Paul einen aufregenden Genuss, die hohe Stirn mit den zwei aufrechten Fältchen zu betrachten, die gerade Nase, das mächtige Kinn, die Haare an den Schläfen, die schon ein wenig grau wurden – alles das schüchtern Paul ein und gefiel ihm dennoch. Immerhin musste es nicht gemütlich sein, Tag und Nacht mit solch einem Gesicht einherzugehen. Jetzt aber richteten sich wirklich die Augen hinter den Brillengläsern auf Paul, dieser wandte schnell den Kopf ab und schaute zum Fenster hinaus. Draußen regnete es, das Land war von einem Schleier kleiner, schräger Striche verhangen, die Telegraphenstangen rannten vorüber – eilig, eilig – das machte schläfrig. Paul bog den Kopf zurück und schloss die Augen, er konnte ja schlafen, hier war er in Sicherheit, nichts Bedrohliches stand in Aussicht, er freute sich auf die Villa, auf den Garten, die Schule war weit. Ja, die Schule, die war auch solch ein Ort der Gefahren. Nicht das Lernen machte Paul Mühe, nicht die Lehrer fürchtete er, sondern die Kameraden. Anfangs hatten sie ihn ge-neckt und gequält, jetzt beachteten sie ihn kaum mehr. Wenn in der Erholungspause alle in den Hof gingen, dann schlich auch Paul sich hinunter, er lehnte sich gegen eine Mauer und schaute zu, wie die andern Jungen miteinander kämpften. Seine Augen wurden dann groß und blass wie Silber und seine Hände kalt. Besonders

dem langen Müller schaute er gern zu, er war der Stärkste. Wie mühelos er die andern zu Boden schleuderte, wie er auf ihnen kniete und mit den Fäusten auf ihnen trommelte! Paul hasste ihn und bewunderte ihn. Zu Hause dann in seiner Kinderstube spielte er «stark sein», ein Stuhl war der lange Müller, und er kämpfte mit ihm bis zur Ermattung. Nun, an diese Dinge brauchte er jetzt lange Zeit nicht mehr zu denken, er konnte ruhig schlafen.

Von dem Stoß des haltenden Zuges erwachte Paul, schlaftrunken blickte er auf. Um ihn her war es unruhig. Die Wagentür wurde geöffnet, Handgepäck wurde hinausgereicht, endlich stiegen alle aus. Auch Paul musste hinaus. Auf dem Bahnsteig schien es ihm, als liefen viele Menschen erregt umher und schrien, auch die Stimme seines Vaters war vernehmbar, er ärgerte sich wohl, denn er sprach sehr laut. Ein Wagen stand bereit, Paul musste hineinsteigen und sich zwischen Tante Dina und seine Mutter setzen, sein Vater und Marie saßen auf dem Rücksitz. So fuhren sie in das dämmerige Land hinaus. Der Direktor schalt noch ärgerlich auf die Kofferträger: «Auch in die einfachste Hantierung versteht dieses Volk keine Spur von Methode zu legen.»

«Sie haben so viel zu tun», wandte Tante Dina ein, die stets verteidigte, wenn jemand getadelt wurde.

Der Direktor jedoch winkte mit der Hand ab. «Da gibt es nichts zu verteidigen, diese Leute sind dumm und faul.»

Der Regen hatte aufgehört, die Luft war kalt und feucht, es duftete stark nach Heu, die Berge, groß und schwarz, schienen ganz nah, und weiße Wolken rannen an ihnen nieder. Dunkel standen die kleinen Häuschen am Rande der Wiesen, und struppige Hunde kläfften dem vorüberrollenden Wagen giftig nach. Das sonst so vertraute Tal erschien Paul heute fremd und unheimlich.

Endlich hielt der Wagen vor der Villa. Auch diese stand seltsam schwarz zwischen den schwarzen, nassen Bäumen. Die alte Bäuerin, welche im Winter die Villa hütete, und die beiden Mägde, Babette und Käti, erwarteten die Herrschaften vor der Haustür, sie lächelten alle drei zum Willkomm, als der Direktor jedoch rief: «Was, alles dunkel! Kein Feuer, kein Licht? Das ist ein schöner

Empfang!», da machten sie erschrockene Gesichter. Dann stieg man aus. Im großen, finsternen Flur war es auch kalt und feucht und roch nach Heu. Eine Treppe führte zu den Zimmern hinauf, erregt rannten die Mägde hin und her. Paul stand mitten in dem großen, ein wenig niedrigen Wohnzimmer, durch die offenen Türen fegte eine scharfe Zugluft herein, polternd wurden im Flur die Koffer abgeladen, und gereizte Stimmen riefen einander zu. Paul stand regungslos da und verzog sein Gesicht, als wollte er weinen. Erst als es um ihn stiller wurde, als die Türen geschlossen waren und Käti die Hängelampe angezündet hatte, begann er langsam mit von der Fahrt ein wenig steifen Beinen im Zimmer umherzugehen, er besah sich nachdenklich die Möbel, strich mit der Hand über sie. «So geht es immer», dachte er, «fährt man am Ende des Sommers fort, dann sind die Möbel gute alte Kameraden geworden, von denen zu scheiden es einem wehtut, und kommt man das nächste Jahr wieder, dann stehen sie wieder steif und tot da, als habe man sie nie gekannt.» Er ging zu dem Tisch und öffnete das Schubfach: Wirklich, da lag ein kleiner Papiersoldat, der vorigen Sommer wohl hier vergessen worden war. Er trug rote Hosen und einen blauen Rock und hatte ein ganz rosa Gesicht. «Der Arme», dachte Paul, «den ganzen Winter hat er hier in Kälte und Dunkelheit ganz allein gelegen.» Ein großes Erbarmen mit dem kleinen Soldaten ergriff ihn, er nahm ihn und steckte ihn hinter seine Weste, dort sollte er warm werden.

Als Paul sich umwandte, sah er seine Mutter auf dem Sofa sitzen, sie hüllte sich in einen Schal und drückte sich fröstelnd in die Sofaecke. Ihr Gesicht war bleich, und sie schaute sinnend vor sich hin. «Komm, mein Junge», sagte sie und zog Paul zu sich heran. Sie hüllte ihn in ihren Schal: «Du frierst?», meinte sie; «du denkst wohl, hier ist es unbehaglich und vielleicht etwas traurig, weil es hier kalt ist, und weil alle so unruhig hin und her laufen, weil der Regen wieder an die Fensterscheiben klopft, die Berge so schwarz zu den Fenstern hereinschauen, und unten im dunklen Dorf die fremden Hunde bellen. Aber es braucht nicht unbehaglich und traurig zu sein, wenn wir nicht wollen, wir können sagen:

Wir frösteln ein wenig, aber wir freuen uns auf die Wärme, die das Ofenfeuer gleich geben wird; der Regen singt gemütlich vor den Fenstern, die Berge stehen um uns her wie eine schützende Mauer, Tante Dina geht ab und zu und raschelt mit Papier, und unten im Dorf sitzen gute Hunde, sie bellen ein wenig, sie wollen miteinander sprechen, denn sie sind untereinander gut bekannt – nein, wenn wir nicht wollen, ist es nicht unbehaglich und traurig.»

Paul schaute lächelnd zu seiner Mutter auf. Wirklich, ihre Worte machten, dass alles gleich besser wurde. Die feuchten Scheite im Ofen begannen zu prasseln, Käti schloss die Fensterläden und deckte den Tisch für das Abendessen, und von der Küche nebenan klang die bekannte Stimme der alten Marie herüber, sie erzählte der Köchin etwas, nun lachten sie sogar miteinander.

Jetzt trat auch der Vater in das Zimmer. Er schien gar nicht mehr ärgerlich zu sein, er streckte sich in einem Sessel aus, rieb sich die Hände und sagte: «Hier sieht es ja wieder menschlich aus. Ich habe den Rotwein auspacken lassen, an dem wollen wir uns erwärmen. Ich spüre einen tüchtigen Hunger – aha, ich höre schon, wie nebenan in der Küche die Koteletts in der Pfanne miteinander zanken.» Dabei lächelte er und schaute Paul an, das war ermutigend. Dann erzählte er Neuigkeiten aus dem Dorf, die er vom Hausknecht erfahren hatte: Major Welker war hier mit Familie, ein neues Wirtshaus wurde gebaut, ein Mann im Steinbruch war verunglückt.

Tante Dina hielt in ihren Gängen durch die Zimmer inne, hörte gespannt zu und sagte: «Ach Gott, was nicht alles geschieht!»

Endlich kam das Essen, Paul aß mit Appetit. «Seltsam», dachte er, «das Essen schmeckt hier anders als in der Stadt. In den Koteletts ist etwas von der scharfen Luft der Berge, von dem Duft der Wiesen drin.» Das halbe Glas Rotwein, das er bekam, erwärmte ihn, er gab nicht acht darauf, was die Erwachsenen sprachen, es tat ihm jedoch wohl, dass ihre Stimmen friedlich und beruhigt klangen.

Als das Abendessen beendet war, setzten Paul und seine Mutter sich wieder in ihre Sofaecke, der Direktor zündete eine Zigarre an,

und Tante Dina nahm ihr Strickzeug zur Hand. Sie sprachen von dem Wetter in früheren Sommern, von früheren Sommergästen und endlich von den Preisen der Lebensmittel. Es war nicht zu leugnen, dass die Preise mit jedem Jahre in die Höhe gingen. «Das ist nicht zu ändern», meinte der Direktor, «doch habe ich diesen Umstand, wie immer, auch dieses Jahr in meinem Voranschlag für den Sommeraufenthalt berücksichtigt. Daher hoffe ich, dass es dieses Jahr stimmen wird.» Dabei sah er seine Frau durch die Brillengläser scharf an.

Diese jedoch antwortete leichthin: «Ach, es wird gewiss nicht stimmen.»

«Warum wird es nicht stimmen?», fragte der Direktor mit einer unterstrichenen Ruhe, die zeigte, dass er eine Gereiztheit unterdrückte.

«Weil es nie stimmt», antwortete seine Frau.

«Wenn es bisher nicht gestimmt hat», versetzte der Direktor, und er sprach die Worte langsam und scharf aus, «dann lag das offenbar nicht am Voranschlage.»

«Nein, nein», meinte Frau von der Ost, «es lag natürlich an mir.»

«Also», fuhr der Direktor fort, «und ich wünsche, dass sich das ändert. Wenn man Jahre hindurch an denselben Ort zurückkehrt, so lehrt die Erfahrung doch, wie viel man an diesem Ort nötig hat, um zu leben. Oder setze ich vielleicht zu wenig an?»

«Ach nein», erwiderte Frau von der Ost, «es ist gewiss genug. Aber wenn ich alles anschreiben muss, dann stimmt es eben nicht. Ich könnte vielleicht mit weniger auskommen, wenn ich nicht anschreiben müsste. So aber würde es auch nicht stimmen, wenn ich eine Million hätte.»

«Irene», rief der Direktor und schlug mit den Fingerspitzen hart auf den Tisch, «du solltest dich schämen, etwas so Widersinniges zu sagen!»

Seine Frau jedoch lachte.

Paul schaute zu seiner Mutter auf. Ihre Wangen waren gerötet, ihre Augen blank und feucht, und das Lachen gab ihrem Gesicht einen gequälten Ausdruck.

«So bin ich nun einmal», sagte sie. «Es ist schade, dass, als wir uns verlobten, ich nicht bei dir ein Examen im Rechnen abgelegt habe.»

«Irene», rief wieder der Direktor, «ich bitte dich, über ernste Dinge auch ernst zu sprechen. Dein Widerwille gegen Zahlen, also gegen Ordnung und Klarheit, ist mir unbegreiflich, denn Zahlen sind Ordnung und Klarheit. Sie sind unser geistiges Gewissen, unsre geistige Reinlichkeit. Wenn ich meine Verhältnisse zahlenmäßig überblicken kann, dann habe ich einen Boden unter den Füßen.»

«Und ich finde», meinte Frau von der Ost, «Zahlen sind wie zu enge Schuhe, sie verderben uns das Leben. Mir kommt es vor, als ob jede Zahl, die ich in das Anschreibebuch hineinschreibe, mir ein gutes Stück Geld wegfrisst.»

Der Direktor erhob sich und begann im Zimmer auf und ab zu gehen. «Unglaublich», seufzte er. «Aber das ist es, nur nicht klarsehen! Lieber im Dunkel tappen aus Furcht, einer unangenehmen Wahrheit zu begegnen! Über alles wegschlüpfen, wegtänzeln, wegträllern, alles vertuschen – so wird aber auch aller Ernst, alle Wahrheit aus dem Leben weggetänzelt und weggeträllert!»

Der Direktor hatte sehr laut gesprochen. Tante Dina beugte ihren Kopf tief auf das Strickzeug nieder, Paul saß da, die Hände kalt vor Erregung.

«Du wusstest ja, wie ich bin», begann Irene von der Ost wieder, und ihre Stimme zitterte. «Du wusstest ja, dass ich keine Rechenmaschine bin.»

«Jetzt noch Tränen, natürlich! Das ist dann der letzte Beweis ...» Doch plötzlich hielt er inne, sah Paul scharf an und sagte: «Warum bist du nicht im Bette? Was sitzt du hier? Längst solltest du im Bett sein.»

Erschrocken erhob sich Paul, ging von einem zum andern, um eine gute Nacht zu wünschen; als seine Mutter ihn küsste, spürte er, dass ihr Gesicht feucht von Tränen war. Dann schlich er in sein Zimmer, seine Beine zitterten, sein Herz klopfte stark, und er hatte das Gefühl, dass etwas Furchtbares sich ereignete.

Während er sich langsam entkleidete, dachte er immer wieder: «Was wird er ihr tun? Sie weint. Wie soll ich sie schützen? Fliehen müssen wir, sie und ich!» Aber es wurde ihm unerträglich, in dem ihm fremd gewordenen Zimmer allein zu sein mit seinem Kummer. Er öffnete die Tür und rief Marie, sie sollte ein wenig bei ihm sitzen. Marie kam und saß mit ihrem Strickstrumpf bei der Lampe. Es freute die Alte stets, wenn Paul in die Gewohnheiten seiner früheren Jugend verfiel. Er aber kroch ein wenig beruhigt in sein Bett, er war sehr müde, dennoch dachte er immer wieder: «Fliehen müssen wir, fliehen vor ihm –», bis der Gedanke zum Traum wurde, bis er die lange, gelbe Landstraße sah, seine Mutter und er liefen auf ihr hin, sie liefen und liefen, bis sie in den Nebeln des Traumes verschwanden. Paul schlief jetzt ruhig und traumlos. Auf seiner Brust aber lag der kleine Papiersoldat und wärmte sich.

Als Paul am nächsten Morgen erwachte, fiel ein breiter, gelber Sonnenstreifen in sein Zimmer. Paul betrachtete ihn blinzelnd, und ihm ward wohligh dabei zumute. Da kam aber die Erinnerung an den vergangenen Abend, und sie tat weh wie ein körperlicher Schmerz. Deutlich sah er wieder das zornige Gesicht des Vaters, das gequälte, tränenfeuchte Gesicht der Mutter, und mutlos sank er in die Kissen zurück. Im Zimmer nebenan hörte er leichte Schritte hin und her gehen, es war seine Mutter; nun begann sie zu singen, wie sie es zu tun liebte, wenn sie ordnend durch das Haus ging. Paul horchte auf, das klang nicht traurig, das war ein helles, leichtherziges Geträller. Dann war also das Schreckliche von gestern Abend vorüber, dann war es nichts gewesen. Paul verstand nicht. Diese erwachsenen Leute wurden ihm immer unbegreiflicher. Allein diese fröhliche Stimme nebenan erweckte auch wieder seine Lebensungeduld. Er sprang aus dem Bett und kleidete sich an. Er ging in den Garten hinunter, der Himmel war tiefblau, die Sonne brannte heiß auf die Kieswege. Vor dem Hause, mitten im Sonnenschein, lag ein großes Blumenbeet voller Sommerblumen, wohlriechende Erbsen blühten da, kleine, weinrote Skabiosen, Studentennelken, rotes Löwenmaul und Reseden. Ein ganz süßer Duft stieg aus

diesem Beete auf, und das Summen der Bienen und Insekten erfüllte die Blumen mit einem gleichmäßig ruhevollen Klingen. Hier liebte es Paul zu stehen, ganz regungslos, die Augen weit offen, die Lippen halb geöffnet – er nannte das «sich betrinken». Und wirklich, der warme, süße Duft, der schläfrige Singsang der Insekten, sie machten ihm die Glieder schwach, gaben ihm einen leichten Schwindel, einen Rausch von Duft und Sonnenschein.

Als die Sonne ihm dann doch zu heiß auf den Rücken schien, ging er zum unteren Teil des Gartens hinab. Da dieser tiefer lag, war er ein wenig feucht, ein flacher Graben durchquerte ihn, in dem vom gestrigen Regen ein wenig trübes Wasser stand. Das Gras war hier dunkler, einige blanke, fette Blätter wuchsen hier, und bleiche Storchschnabel blühten auf dünnen Stängeln. Jenseits des Grabens war ein Gebüsch giftiger Sträucher, Tollkirschen und Salomonssiegel und einige hochaufgeschossene Stauden des blauen Sturmhutes. Am Lattenzaun aber, der den Garten von der Dorfstraße trennte, erhob sich ein Wald aus Nesseln. Paul liebte diesen Ort mit seinem feuchten, säuerlichen Geruch, und er begann sofort zu spielen. Er spielte seine und seiner Mutter Flucht. Ein Klettenblatt war seine Mutter, eine Sturmhutblüte war er, und sie flohen durch das hohe Gras, durch die gefährlichen Wasser des Grabens, unter den giftigen Büschen hin, mitten in den Nesselwald hinein. Er spielte so eifrig, dass er rote Wangen bekam und ganz heiß wurde. Die alte Marie kam nach ihm sehen, sie setzte sich auf eine Bank in den Sonnenschein und schlummerte ein wenig. Da ergriff auch Paul eine plötzliche Müdigkeit, er warf alles fort, setzte sich zu Marie und starrte durch die Latten des Zaunes auf die Dorfstraße hinaus.

Um diese Zeit war die Dorfstraße still und leer. Nur hier und da ging ein Hund träge über sie hin und suchte sich einen sonnigen Fleck, auf dem er sich ausstrecken konnte. Da tauchten in der Ferne zwei Figürchen auf, die Paul erregten. Er sprang von der Bank herab und lief zum Zaun. Er hatte sie gleich erkannt, ja, er hatte sie erwartet. Es war Major Welkers Lulu und seine unzertrennliche Gefährtin, des Kirchbauern Nandl. Lulu war Pauls Altersgenosse,

aber er war ihm weit überlegen, das gestand sich Paul wohl ein. Lulu und Nandl waren Pauls Feinde, sie höhnten ihn, wo sie ihn sahen, Lulu sagte ihm spöttische, kränkende Dinge, und Nandl lachte dazu ihr schrilles, herzliches Lachen. Dennoch bewunderte Paul sie mit einer schmerzhaften Bewunderung. Schon die Art, wie Lulu ging, war herausfordernd. Er bog den Kopf zurück, steckte die Hände in die Hosentaschen und trat zuerst mit den Fußspitzen auf, sodass sein ganzer Körper ein wenig in die Höhe wippte. Lulu trug keinen Hut, sein kurzes, rotes Haar glänzte ordentlich in der Sonne. Jetzt unterschied Paul deutlich das runde Gesicht mit den vielen Sommersprossen, die kurze, ein wenig hinaufgebogene Nase und die grellbraunen Augen. Nandl trippelte auf ihren nackten braunen Füßchen neben ihm her, ihr Rock war sehr kurz, und ihr schwarzes Haar hing wirr über die Stirn bis auf die dunkeln Augen nieder. Zuweilen blieben sie stehn. Lulu hob einen Stein vom Boden auf und warf damit nach einem Hunde. So näherten sie sich langsam dem Zaune, vor Paul blieben sie stehn.

«Ah, das Würmchen ist auch da! Seit wann denn?», bemerkte Lulu.

«Gestern sind wir gekommen», erwiderte Paul und machte ein feindseliges Gesicht.

«So, so», fuhr Lulu fort. «Da sitzt ja auch die alte Kinderwärtin, die achtgeben muss, dass du nicht fällst, oder dass du nicht aus dem Garten hinausgehst.»

«Wenn ich will, falle ich», erwiderte Paul trotzig, «und wenn ich will, gehe ich auch zum Garten hinaus.»

Lulu verzog seinen Mund schief. «Wie stolz das Würmchen ist!»

Paul wunderte sich, dass Nandl nicht lachte, er sah zu ihr hin und bemerkte, dass sie geweint hatte. Ihre Wangen waren noch feucht, und an den Wimpern hingen Tränen.

«Warum weint sie denn?», fragte Paul.

«Sie weint», berichtete Lulu bedächtig, «weil die Kuh diese Nacht bei ihr zu Hause zu früh gekalbt hat, nun ist das Kalb tot, und die Kuh ist krank und wird wohl auch eingehen.»

Nandls Augen füllten sich aufs Neue mit Tränen. Paul wusste

nicht, was er darauf sagen sollte. «Du Würmchen», begann Lulu wieder, «ich glaube, du weißt noch gar nicht, dass Kühe Kälber kriegen?»

«Das weiß ich wohl», erwiderte Paul.

«Aber woher sie sie kriegen?», fragte Lulu weiter. «Das weißt du nicht.»

«Das ist mir auch gleich», meinte Paul und versuchte sein hochmütiges Gesicht zu machen.

Jetzt lachte Nandl, lachte ihr schrilles Lachen. Paul war gekränkt, und dennoch gefiel ihm dieses lachende Mädchengesicht, der Mund öffnete sich und zeigte eine Reihe kleiner, spitzer Zähne, und in den Augen erwachte eine strahlende Ausgelassenheit.

«Nein, Würmchen», sagte Lulu, «du bist noch sehr dumm. Komm, Nandl, gehen wir, mit dem ist doch nichts los!» Er machte kehrt, Nandl folgte ihm, und so wanderten sie wieder die Dorfstraße hinunter.

Paul schaute ihnen lange nach; ja, so ging es ihm immer, sie höhnten und kränkten ihn, und wenn sie gingen, wurde ihm das Herz schwer, und es schnürte ihm etwas die Kehle zusammen, als müsste er weinen. Langsam schlich er wieder zu seiner Bank zurück, setzte sich neben die schlummernde Marie und sann über seltsame, heldenhafte Taten nach, die er vollbringen könnte, damit Lulu und Nandl ihn bewunderten.

Am Nachmittag fuhr der Direktor in die Stadt zurück. Paul wurde in das Haus gerufen, um Abschied zu nehmen. Sein Vater hob ihn zu sich auf, küsste ihn und sagte freundlich: «Sorge für rote Backen, mein Junge.» Als er ihn jedoch wieder auf den Boden niedersetzte, bemerkte er missbilligend: «Leicht wie ein Spatz!»

Dann küsste er auch seine Frau, diese strich zärtlich mit der Hand über seinen Rockärmel und sagte: «Komm bald wieder zu uns heraus.»

«Ja», fügte Tante Dina hinzu, «es ist schade, dass du fortmusst, man war so gemütlich beisammen.»

Paul sah erstaunt zu seinen Eltern auf. «Also, jetzt muss man traurig sein, weil der Vater fortfährt, seltsam», dachte er.

Nun kamen die langen, heißen Nachmittagsstunden, Paul trieb sich ein wenig müde auf den Kieswegen des Gartens umher, nichts war in Aussicht, auf das er sich freuen konnte. Er stand am Gartenzaun und schaute durch die Latten. Über dem Lande lag es wie eine rotgoldne, sachte zitternde Staubwolke, im Rasen wetzten die Feldgrillen, und von den Wiesen klang das Dengeln der Sensen herüber. Das machte schläfrig, allein Paul mochte nicht schlafen, er wollte keine Stunde dieser kostbaren Ferienzeit verlieren – tun wollte er etwas. So ging er denn aus dem Garten hinaus auf die Dorfstraße, er versprach sich nicht viel davon, aber vielleicht sahen ihn Lulu und Nandl und überzeugten sich davon, dass er allein den Garten verlassen durfte.

Aus den kleinen, sonnigen Dorfgärten stiegen heiße Gemüsedüfte auf, Sonnenblumen standen da wie schwarze Gesichter von goldgelben Krausen umgeben. In einem Stall blökte eine Kuh, schmerzvoll und leidenschaftlich. Paul hob einen Stein auf und warf ihn nach einem Hunde, wie Lulu es zu tun pflegte, der Hund jedoch begann grimmig zu bellen, und Paul fürchtete sich. Endlich bog er in den Spazierweg ein, der von jungen Tannen eingefasst war, aber auch hier nur Staub und Hitze. Da schlugen leise Töne an sein Ohr, wie das Knallen einer Peitsche, dazwischen schrille Vogelrufe. Paul spähte durch die Tannen. In einiger Entfernung auf der Wiese sah er Lulu und Nandl, Lulu ließ Nandl über eine Schnur springen; das eine Ende der Schnur hatte er an einen Zaunpfosten gebunden, das andre schwang er mit der Hand, in der andern Hand hielt er eine kleine Peitsche, mit der er zuweilen knallte. Nandl aber sprang unermüdlich auf und ab, auf und ab. Die Sonne vergoldete ihre dünnen, braunen Beinchen, das schwarze Haar flog wild um ihr Gesicht, und ab und zu stieß sie kleine, schrille Vogellaute aus. Paul schaute dem zu, und es schien ihm, dass dieses Schauspiel ein wunderbar erregendes war. Er stand da hinter der Tanne, bis die Kinder auf der Wiese ihres Spieles müde waren. Lulu rollte die Schnur zusammen, und beide warfen sich nebeneinander in das Gras. Auch dann noch stand Paul eine Weile hinter der Tanne, das Herz war ihm so seltsam heiß und schwer, und eines verstand er

jetzt wohl, dass die beiden dort nebeneinander im Grase glücklich waren und er unglücklich war. Als er endlich in seinen Garten zurückschlich, fühlte er sich sehr einsam.

Abends saßen Frau Irene und Tante Dina auf dem Balkon, Paul setzte sich zu ihnen. Über den Berggipfeln verglomm ein rot und goldener Sonnenuntergang, die Kühe wurden heimgetrieben, die Wege waren voller Menschen, die von der Arbeit nach Hause gingen; Sommergäste in hellen Kleidern gingen die Dorfstraße entlang – das Tal war plötzlich ganz voller Leben und Farbe, bis die Dämmerung kam und alles wieder still wurde. Die Türen in den Häusern des Dorfes schlossen sich, gelbe Lichter erglommen in den Fenstern, und von den tauigen Wiesen wehte es kühl herüber. Endlich war es ganz dunkel, einige zitternde Sterne standen am Himmel. Frau Irene und Tante Dina sprachen zuweilen abgerissene Sätze, dann schwiegen sie wieder lange. Paul saß da, im Herzen die seltsame Bangigkeit, die Kinder ergreift, wenn es still und dunkel wird, die Welt ihnen unendlich weit erscheint und sie sich selbst als rätselhaften lebendigen Punkt, sehr klein in dem großen Schweigen, ahnen.

Am Sonntag kam Herr von Wirden. Paul hörte im Garten durch das geöffnete Fenster in der Wohnstube seine heitere Stimme und sein Lachen. Paul ging hinauf. Herr von Wirden saß Frau Irene gegenüber, er trug einen hellen Sommeranzug, sein Gesicht war heiß und rot, denn er hatte den Weg vom Bahnhof zum Dorf zu Fuß zurückgelegt. «Da ist ja mein kleiner Freund!», rief er Paul entgegen, zog ihn an sich, und fuhr ihm, wie er es zu tun liebte, mit der Hand in die blonden Locken. «Noch immer das bleiche Philosophengesicht! Nein», wandte er sich an Frau Irene, «der ist noch nicht richtig verbauert, auf den hat das Land noch nicht gewirkt.»

«Also mich finden Sie schon verändert? Woran sehen Sie das?», nahm Frau Irene das unterbrochene Gespräch wieder auf. Sie lehnte sich in die Sofaecke zurück und verzog den Mund ein wenig schief, wie bereit zu einem Lächeln, ein Ausdruck, den Paul an ihr kannte, wenn sie sich gut unterhielt.

«O das sehe ich gleich!», rief Wirden. «Sie haben, wie soll ich sagen, so etwas langsam Verhallendes. Jede Ihrer Bewegungen zeigt, dass Sie Zeit haben, dass Sie nicht von den kleinen, spitzen Stadtgedanken gehetzt werden.»

«Kommt das so bald?», fragte Irene.

«Das kann sehr bald kommen», erwiderte Wirden. «Schon auf dem Weg vom Bahnhof hierher fühlte ich, wie es von mir abfiel.»

«Was fiel von Ihnen ab?»

«Nun, die Stadt, das Debet, Kredit, Saldo!»

Irene lächelte. «Das dürfen Sie meinem Manne nicht sagen.»

«Ich weiß», erwiderte Wirden, «der Direktor liebt diese Dinge sehr. Ich wundere mich, dass Ihr Sohn nicht *«Saldo»* heißt.»

«Saldo», wiederholte Irene; «nein, dann würde ich ihn nicht so lieben können.»

«Ich will nicht *«Saldo»* heißen», versicherte Paul.

«Recht hast du», meinte Wirden. «Saldo ist das Kind von Debet und Kredit, und das ist nicht angenehm.»

«Ist die Stadt jetzt wirklich so schlimm?», fragte Irene.

«Sehr schlimm», berichtete Wirden. «Alle erwarten den Krieg, und keiner glaubt an ihn, und ein jeder hat eine Ansicht. Alte Schreiber in der Bank, die das ganze Jahr kein Wort sprechen – jetzt haben sie eine Ansicht.»

«Und Sie, haben Sie auch eine Ansicht?», fragte Irene weiter.

Wirden schlug sich mit der flachen Hand auf das Knie: «Das ist es eben – natürlich habe ich auch eine Ansicht, und deshalb kann ich meinen Urlaub kaum erwarten, damit draußen auf dem Lande auch diese Ansichten von mir abfallen. Dann will ich mich auf eine warme Wiese legen, einige wenige, einfache Gedanken immer wieder denken und ein Mensch sein.»

«Wenn wir das doch könnten!», meinte Frau Irene nachdenklich.

«O, das können wir!», versicherte Wirden eifrig. «Sehen Sie die Leute hier, wie oft sehen Sie einen Mann oder eine Frau lange, lange auf einem Flecke stehn und zu den Bergen aufschauen, und auf ihren Gesichtern steht geschrieben, sie denken nur einen

einzigem Gedanken. Auf dem Wege vom Bahnhof hierher sah ich einen Mann an seiner Wiese stehen, er sah sein Heu an, er hatte dort gewiss schon sehr lange gestanden und immer wieder gedacht: «Wird das Heu morgen trocken sein?» Das müssen wir einige Wochen können, wenn wir von der Krankheit des Stadtlebens gesund werden wollen. Unsre Gedanken müssen zu einer ruhigen, eintönigen Musik werden.»

Frau Irene schwieg. Sie schaute gerade vor sich hin durch das Fenster hinaus, sie fühlte, dass Wirdens Augen auf ihr ruhten, und sie wollte ihn darin nicht stören.

«Ja freilich», begann Wirde wieder, und Paul dachte: «Warum klingt seine Stimme jetzt so anders?» – «Ja freilich, leichter geht das alles, wenn wir ein wenig verliebt sind, denn dann werden wir ohnehin einfachere Menschen. Es ist seltsam, wie lange wir ein und denselben Gedanken denken können, wenn wir verliebt sind.»

Paul bemerkte mit Erstaunen, dass seine Mutter errötete. Ein zartes Rot breitete sich über ihr Gesicht bis hinauf in die blonden Stirnlöckchen, und sie sah wunderbar jung und hilflos aus. Wirde war ernst geworden. Paul schaute beide an, und es ergriff ihn ein seltsames Gefühl, erregt und feierlich zugleich.

«Paul, mein Junge», sagte Frau Irene endlich, «geh, spiele unten im Garten.»

Paul gehorchte ungern, aber er wusste, wenn es anfang, interessant zu werden, dann wurde er fortgeschickt, und das Treiben der Erwachsenen blieb für ihn dadurch stets geheimnisvoll.

Unten im Garten dachte er über das Gehörte nach. Wie hatte Herr von Wirde gesagt: «Wir müssen uns auf eine Wiese legen und nur einen Gedanken denken.» Gut, das wollte Paul versuchen. Er streckte sich auf dem Rasen aus, lag regungslos da, die Arme eng an den Körper gedrückt, die Augen geschlossen, und er dachte an Nandl, wie sie über die Schnur springt, auf und ab, auf und ab – das Röckchen bauscht sich, das dunkle Haar flattert um das erhitzte Gesicht – auf und ab, auf und ab. Er dachte das so lange, bis er einschlief. –

«Meiner Seele, er schläft!»

Es war Wirdens Stimme, die Paul weckte. Er schlug die Augen auf. Sie standen alle um ihn her, seine Mutter, Tante Dina, Wirden, und lächelten auf ihn herab.

«Ganz richtig», meinte Wirden, «im Grase liegen, schlafen, die Haare voller Grashupfer – so muss es gemacht werden.» Er ergriff Paul und stellte ihn auf die Füße. «Jetzt der Spaziergang, das ist Lebenskunst!»

Sie gingen die Dorfstraße hinauf und bogen in die Tannenallee ein. Die Luft war schwül, über den Bergen standen große, dunkle Wolken, und überall auf den Wiesen wurde eifrig gearbeitet, um das Heu noch vor dem Regen zu bergen. Paul achtete nicht auf das Gespräch der Erwachsenen, es war von England und Russland die Rede und von Krieg – das interessierte Paul wenig. Er beobachtete die Kühe, die am Wege standen und die Vorübergehenden groß- äugig anlotzten. Paul fürchtete sich ein wenig vor ihnen und versuchte es dennoch, ruhig und unbefangen nah an ihnen vorüberzugehen. Fern auf der Wiese fuhr ein Wagen hoch mit Heu beladen schnell dem Dorfe zu, oben darauf aber saßen Lulu und Nandl und sangen aus voller Kehle. An einer Bank blieb Tante Dina zurück, sie war müde geworden. Die anderen setzten ihren Weg fort. Frau Irene und Wirden schwiegen eine Weile. Auf Wirdens Gesicht war die Heiterkeit verschwunden, er schaute nachdenklich vor sich hin und nagte nervös an seiner Unterlippe. «Die Blicke dieser Kühe genieren mich», sagte er endlich.

«Warum?», fragte Frau Irene, «sie sind doch so mütterlich.»

«Mütterlich?», wiederholte Wirden. «Das finde ich nicht. Sie sehen uns an, als seien wir ganz absurde Ungeheuer, sie denken: «Unmöglich, diese Wesen, die da so aufrecht nebeneinander hergehen und sprechen und sprechen, statt zu fressen oder wiederzukäuen.»»

Frau Irene lächelte matt.

«Ich weiß nicht», fuhr Wirden fort, «wie weit sich die Tiere verständigen, aber das ist gewiss, wenn sie sich etwas sagen, so ist es stets etwas, das ihnen am Herzen liegt. Sogenannte Konversation kennen sie nicht.»

Frau Irene zog die Augenbrauen in die Höhe, und es klang ein wenig gereizt, als sie sagte: «Ich würde nicht wünschen, dass dieses auch bei uns eingeführt werde, ich will nicht, dass jeder mir sagt, was er auf dem Herzen hat. Warum soll ein jeder seine Bürde auf mich abladen dürfen?»

«Nun ja», meinte Wirden, und aus seiner Stimme klang etwas wie Mutlosigkeit, «natürlich ist es besser so. Man spricht und spricht miteinander und tut so, als gäbe es keine Bürden zu tragen.» Dann lachte er kurz auf: «Wissen Sie, wie mir unsre Gesellschaft zuweilen vorkommt: wie eine Quadrille von Packträgern; jeder hat seinen Koffer auf der Schulter, aber sie tanzen und verbeugen sich und machen *Chaine** und tun so, als sähen sie gar nicht die schweren Koffer, die einem jeden von ihnen die Schultern zerdrücken.»

Frau Irene zuckte leicht mit den Schultern. «Warum müssen wir auch immer auf das hinsehen, was traurig ist?»

Dann schwiegen sie eine Weile. Wirden begann eifrig, die Samendolden des Löwenzahns zu köpfen, die wie kleine Tüllhauben am Wegrande standen. Frau Irene sah zu den Bergen hinauf, über denen es jetzt zu wetterleuchten begann.

Endlich begann Wirden wieder: «Also Sie wünschen nicht, dass ich davon spreche, was mir am Herzen liegt?»

«Nein», erwiderte Frau Irene, ohne ihren Blick vom Wetterleuchten dort oben abzuwenden. Eine Pause entstand. Dann sagte Frau Irene: «Paul, mein Junge, lauf ein wenig voraus, mache dir Bewegung!»

Und gehorsam lief Paul die Landstraße entlang, und er fragte sich dabei, warum seine Mutter heute streng und unfreundlich gegen den guten Wirden war. Aber man wusste nie, wenn es aussah, als ob diese Erwachsenen sich recht lieb hatten, dann wurden sie plötzlich hart und grausam gegeneinander.

Von den Bergen klang dumpfer Donner herüber, es war Zeit, den Rückweg anzutreten. Vor der Villa stand der Direktor. Er war mit dem letzten Zuge gekommen, «um seine Familie zu über-

* Von frz. «Kette»: Tanzfigur, bei der sich alle an den Händen fassen.

raschen», berichtete er. «Sie sind auch da, Wirden», sagte er und begrüßte den jungen Mann. «Das ist hübsch.»

«O welche Freude!», rief Tante Dina ein wenig zu enthusiastisch, aber sie fürchtete, es könnte auffallen, dass Frau Irene nichts sagte. Als alle ins Haus gingen, blieb der Direktor noch draußen und schaute gen Himmel, hinauf nach dem aufziehenden Gewitter.

Paul war bei seinem Vater geblieben und schaute auch zum Himmel hinauf. Aus dem Hause, durch die geöffneten Fenster, klang Wirdens Stimme heraus und dann Frau Irenes helles Lachen. Da bemerkte Paul, dass das Gesicht seines Vaters sich wunderbar verzog, eine tiefe Falte stand zwischen den Augenbrauen, der Mund schloß sich so fest, dass die Lippen weiß wurden, und zuckte seltsam. «Ist er böse, oder fühlt er einen starken Schmerz?», fragte sich Paul, und unwillkürlich verzog auch er sein Gesicht, von dem Bedürfnis getrieben, die Zuckungen auf dem Gesicht seines Vaters nachzuahmen. Jetzt kam Herr von Wirden aus dem Hause, er musste sich beeilen, um noch seinen Zug zu erreichen. «Lassen Sie sich bald wieder hier draußen sehen», sagte der Direktor und reichte ihm lächelnd die Hand.

Das Gewitter war jetzt heraufgezogen, große Tropfen prasselten nieder, und der Donner grollte unablässig. Im Wohnzimmer wurden die Läden geschlossen und die Lampe angesteckt. Paul war müde von dem heißen Tage, er lehnte in der Sofaecke und blinzelte in das Licht. Aber auch die andern schienen müde, der Vater sprach wenig, und wenn er sprach, klang es unangenehm scharf und knurrend. Die Mutter war bleich und schweigsam, nur Tante Dina war unermüdlich bemüht, die Unterhaltung aufrechtzuerhalten. Paul wurde bald zu Bett geschickt.

Paul glaubte, lange geschlafen zu haben, und es musste mitten in der Nacht sein, als er erwachte. Draußen tobte das Gewitter, durch die Spalten der Fensterläden drang das zuckende Licht der Blitze, ein mächtiger Donnerschlag ließ das Haus erzittern und hallte grollend in den Bergen nach wie eine große, scheltende Stimme. Und dann – es war noch ein Ton, den Paul vernahm, noch eine Stimme. Paul horchte auf: Ja, es war nebenan im Zimmer seiner

Eltern, es war die Stimme seines Vaters. Er sprach laut und schnell, und zuweilen wurde die Stimme seltsam heiser und brachte die Töne mühsam heraus. Jetzt, da der Donner schwieg, konnte Paul sie deutlich hören: «Gut, gut, ich leugne es nicht, ich bin gekommen, weil ich wusste, dass er da sei. Du findest das lächerlich – vielleicht ist es lächerlich, aber wer ist daran schuld, dass ich etwas Lächerliches tue? Du, du ganz allein! Es ist widersinnig, dass ein Mann wie ich eines solchen Windhundes wegen auch nur einen Augenblick leiden soll oder lächerlich sein soll.»

Jetzt ließ sich Frau Irenes Stimme vernehmen, ruhig und klar: «Armer Mann!»

«Armer Mann!», brauste der Direktor auf. «Ich will kein armer Mann sein, ich habe das nicht nötig. Wenn ich eine Frau habe, hat sie sich so zu benehmen, dass mir solche lächerliche Qualen erspart bleiben. Sie hat sich so zu benehmen, dass ich nicht lächerlich bin, dass ich kein «armer Mann» bin. Ich wünsche nicht, dass man mich bemitleidet. Dein Leichtsinn, sag ich dir, deine Gefallsucht spielt hier ein sehr gefährliches Spiel ...»

Jetzt setzte der Donner wieder ein, er krachte und schmolte* und übertönte die knarrende und schmärende Stimme des Vaters. Paul hüllte sich zitternd in seine Decke, die Welt erschien ihm wieder einmal sehr dunkel und gefährvoll, und es überkam ihn diese hoffnungslose Resignation, wie sie nur ein Kind zuweilen zu empfinden vermag.

Den Vormittag über hatte es geregnet, gegen Abend hörte der Regen auf, hellgraue, tiefhängende Wolken bedeckten gleichmäßig den Himmel, die Berge trugen weiße Nebelkappen, und die Luft war unbewegt und drückend. Paul stand müßig und missmutig im Garten umher, er hatte versucht, zu spielen, wieder einmal seine und seiner Mutter Flucht vor dem Vater, bald jedoch warf er das Klettenblatt und die Sturmhutblüte fort und setzte sich auf die Bank, um vor sich hin zu starren und mit den Beinen zu baumeln. Ihn machte

* Schalt, schrak.

die unklare Wehmut elend, die Kinder zu ergreifen pflegt, wenn es alltäglich und grau um sie her ist. Warum hatte er sich denn so sehr auf das Land gefreut? Aber so ging es ihm stets: Er freute sich zu stark auf das, was kommen sollte, und war es da, dann enttäuschte es ihn so bitter, dass er am liebsten hätte weinen mögen. Auf der Dorfstraße erschien jetzt Fucka, der gelbe Metzgerhund, und nahm Pauls Aufmerksamkeit in Anspruch. Fucka ging langsam dahin, den Kopf ein wenig gesenkt, zuweilen steckte er die Nase hierhin und dorthin, wandte sich dann gelangweilt ab, reckte sich und ging langsam weiter. «Sind Hunde auch traurig?», fragte sich Paul, «sind Hunde auch enttäuscht?» Er liebte den Metzgerhund nicht, denn er fürchtete ihn, aber in diesem Augenblicke verband ihn eine Art Kameradschaft mit dem freundlosen Fucka. Durch das Fenster der Villa klang Frau Irenes Stimme herüber, sie sang:

«Gang i ans Brünnele, trink aber net;
da seh i mein Herztausigenschatz bei ein' andern stehn.
Und bei ein' andern stehn, ach, das tut weh ...»*

«Jetzt singt sie wieder», dachte Paul – ja, wenn der Vater da gewesen war und es etwas gegeben hatte, dann sang sie immer besonders viel und hell. «Singt sie, weil sie traurig ist, oder singt sie, weil sie nicht mehr traurig ist?» Paul vermochte das nicht zu entscheiden, und dann ging es ihm durch den Sinn, was wollte wohl Herr von Wirden damals auf dem Spaziergang sagen und durfte es nicht? Erwachsene Herren weinen nicht, aber es sah damals aus, als hätte er weinen mögen. Paul hatte Herrn von Wirden gern, jedenfalls war es gemütlicher und sicherer, wenn Herr von Wirden da war, als wenn der Vater da war. Paul glaubte, die Mutter fühle das auch.

Nun kam Leben in die Dorfstraße. Ein Bursche lief an den Häusern entlang. Frauen traten in die Haustüren, Kinder schauten zu den Fenstern heraus, der Bursche rief ihnen etwas zu und lief

* Aus dem Lied «Die drei Röselein» des dt. Komponisten Philipp Friedrich Silcher (1789–1860).

weiter. Er lief bis an das Ende der Straße, dort am Rande der Wiese blieb er stehen, legte beide Hände als Schallrohr vor den Mund und schrie den Mähern auf der Wiese etwas zu. Sommergäste zeigten sich, Damen mit Strohhüten; eilig gingen sie zur Post hinüber, wenn sie einander begegneten, blieben sie stehen und redeten eifrig aufeinander ein. Die im weißen Kleide war Frau Major Welker, und da war auch Tante Dina, mit flatternden Hutbändern eilte sie von der Post der Villa zu. Und plötzlich waren auch Lulu und Nandl da, sie standen mitten auf der Straße, und Lulu begann einen wunderlichen Tanz, er sprang wild in die Höhe und schwenkte die Arme wie Windmühlenflügel. Dabei rief er beständig etwas. Nandl hatte ihm anfangs zugeschaut, dann aber wurde auch sie von dem Taumel ergriffen, hüpfte und drehte sich, und ihre hohle, heisere Stimme begann auch zu rufen. Sehr gespannt ging Paul an das Gartengitter, er verstand nicht. Lulu und Nandl näherten sich ihm in ihrem Tanz, jetzt standen sie vor ihm, erhitzt und atemlos. «Du, Würmchen», rief Lulu, «es gibt Krieg!»

«Krieg?», wiederholte Paul.

«Ja, Krieg, einen ganz verdammtten Krieg, ein Krieg mit allen, mit Russen und Franzosen und Serben – na, und die andern kommen auch schon, das wird sein!»

Paul wurde nachdenklich. «Wo sind sie?», fragte er.

Lulu machte eine weite Bewegung. «Überall.»

«Sind sie dort hinten auch?», und Paul wies mit dem Finger zu den Bergen hinüber.

«Ja, ja, dort auch», versicherte Lulu.

«Und kommen sie hierher?», fragte Paul.

Lulu lachte. «Sie sollen nur kommen, dann weiß ich auch, was ich tun werde!»

«Ja, dann muss man etwas tun», sagte Paul sinnend.

Lulu aber lachte höhnisch: «Du, Würmchen, was wirst du tun? Du wirst dich hinter deiner Kinderfrau verstecken, das ist es, was du tun wirst!»

Jetzt begann auch Nandl zu lachen, das helle Lachen, das Paul so wehtat.

«Ich werde etwas tun», sagte er mit zitternder Stimme.

«Ja, in ein Mauselloch kriechen!», spottete Lulu weiter.

Paul errötete, seine Augen wurden ganz silbrig vor Erregung, das Weinen war ihm nah. «Ich werde etwas tun!», schrie er; «ihr sollt sehen! Du glaubst, weil ich nicht wie du auf der Straße tanz und Steine nach den Hunden werf, so kann ich nichts tun. Tanzen und Steine werfen kann jeder, aber ihr sollt Augen machen, beide, Nandl und du, ihr sollt Augen machen!»

Nandl hatte aufgehört zu lachen und sah Paul neugierig an.

Lulu zuckte die Achseln: «Wie das Würmchen spricht! In die Leibkompagnie der alten Marie wirst du eingestellt. Komm», sagte er zu Nandl, wandte Paul den Rücken, und beide begannen wieder ihren seltsamen Tanz. Paul schaute ihnen nach, bis sie hinter dem Nachbarhause verschwanden, und dann noch blieb er stehen und dachte seine unklaren Kindergedanken. Aus dem kleinen Bauernhause neben dem Garten war die Stalldirne Resei getreten, sie schützte die Augen mit der Hand und schaute die Straße hinab. Einige Burschen kamen des Weges und sangen. Einer blieb vor Resei stehen, fasste ihren braunen Arm und lachte. Dann ging er seinen Gefährten nach, wiegte sich in den Hüften und sang vor sich hin. Resei aber schlug die blaue Schürze über den Kopf und begann zu weinen, so laut, dass Paul es hörte: «Hu, hu, hu.»

Der Nebel war von den Bergen in das Tal herabgestiegen und flüsterte jetzt als leichter Regen über das Land. Große schwarze Vögel flogen langsam und niedrig dem Walde zu. Das Dorf war ganz still geworden, nur die Stalldirne stand noch vor ihrer Haustür, die Schürze über dem Kopf, und weinte: «Hu, hu.» Ein furchtbares Grauen ergriff Paul, er wandte sich um und lief in das Haus, lief so schnell, als würde er verfolgt.

In der dämmerigen Wohnstube saßen Frau Irene und Tante Dina beieinander, die Tante sprach mit klagender Stimme.

«Komm zu uns, mein Sohn», sagte Frau Irene und strich Paul über das regenfeuchte Haar. «Du bist nass und kalt.»

«Krieg!», flüsterte Paul.

«Ja, mein Sohn, es gibt Krieg.»

«Kommen sie auch hierher?», fragte Paul.

«Ach nein», entgegnete Frau Irene, «unsre Männer, unsre tapferen Männer werden uns beschützen.»

«Der Vater auch?»

«Ja, der Vater auch.»

«Und Herr von Wirden auch?»

«Ja, alle», sagte Frau Irene. «Und wenn du älter wärst, würdest du auch gehn und kämpfen für unser Deutschland, unsre gemeinsame Mutter. Wenn einer deiner Mutter, wenn einer mir etwas zuleide täte, das würdest du doch dann nicht dulden.»

Pauls kalte Kinderhände umklammerten fest Frau Irenes Hand.

«Gott wird uns schützen», sagte Tante Dina feierlich.

Der Abend verging schweigsam. Ein jeder sann vor sich hin und sagte nur zuweilen ein Wort aus seinen Gedanken heraus. Nach dem Abendessen kam auch die alte Marie mit ihrem Strickstrumpf und setzte sich in die Ofenecke. Die Türe zum Mädchenzimmer war halb geöffnet, man hörte die Mädchen drinnen flüstern, alle wollten sie heute beisammen sein, nah beisammen vor dem Ungeheuren und Furchtbaren, das in der Ferne drohte. Tante Dina legte zuweilen ihr Strickzeug beiseite, faltete die Hände und bewegte die Lippen, sie betete. Paul wurde heute nicht zu Bett geschickt, er legte seinen Kopf in den Schoß seiner Mutter und schlief dort ein. Und als es endlich doch Schlafenszeit war, musste Marie ihn in sein Zimmer bringen und zu Bett legen.

Paul schlief unruhig und hatte einen schweren Traum. Er sah das Dorf und die Berge in einem roten Schein, als sähe er sie durch ein purpurrotes Glas. Mitten aber auf der Dorfstraße saß auf einem Stuhl seine Mutter in einem weißen Kleide; die Hände lagen leicht gefaltet im Schoß, das Gesicht war bleich, die Augen geschlossen. Die Dorfstraße entlang ging ein Mann, ein furchtbarer Mann, Paul kannte ihn, es war der Handwerksbursche, der vor einigen Tagen am Gartenzaun vorübergegangen war. Er hatte ein großes, schmutziges Gesicht und wulstige Lippen, die sich nicht ganz schlossen und das blutrote Zahnfleisch sehen ließen. «Er will ihr etwas tun!», wollte Paul in furchtbarer Angst rufen, vermochte es

jedoch nicht. Schon stand der Mann vor der weißen Frau und griff mit seiner großen, bleichen Hand in das schöne, heilige Gesicht. Ein namenloser Schmerz ergriff Paul, es war ihm, als müsse das Herz ihm brechen – einer jener Schmerzen, wie wir sie zuweilen im Traume fühlen, vor denen es nur noch die Flucht in das Erwachen gibt. Stöhnend warf Paul sich im Bette herum, sein Herz klopfte, und sein Kissen war feucht von Tränen.

Der Direktor kam, um von seiner Familie Abschied zu nehmen, denn er musste hinaus ins Feld. Er sah stattlich aus in der feldgrauen Uniform und war heiter, angeregt und ein wenig feierlich. Er legte liebevoll den Arm um die Taille seiner Frau und sprach von der großen deutschen Begeisterung und von der großen deutschen Einheit: «Es ist gut, dass es so gekommen ist, denn einmal mussten wir da hindurch, und wir kommen durch, ha, ha!»

Paul schaute zu seinem Vater empor, heute bewunderte er ihn.

Als jedoch am Nachmittag der Kaffee auf der Veranda eingenommen wurde, war es weniger gemütlich. Der Vater, meinte Paul, begann wieder so zu sprechen, als tadle er jemanden, wenn er auch seine Hand dabei auf die Hand der Mutter legte, die auf der Armlehne des Sessels lag. Paul beobachtete die kleine weiße Hand, wie sie regungslos unter der großen braunen Hand stillhielt.

«Deine Verhältnisse», begann der Direktor, «sind in jeder Weise geordnet. Ich glaube nicht, dass ich irgendeine Eventualität übersehen habe. Eine gewisse Sparsamkeit natürlich ist in solchen Zeiten stets angebracht, schon des Beispiels wegen, und auch sonst. Das ist ja das Schöne einer großen Zeit, dass sie Energien weckt, die in uns vielleicht ungeahnt schlummerten. Wir können plötzlich, was wir nie zu können glaubten. Wenn wir vielleicht dazu neigten, das Leben ein wenig leicht zu nehmen, alles Unbequeme von uns fortzuschieben und den Tatsachen nicht in das Auge zu sehen – jetzt erwacht ein Ernst in uns, den wir uns selbst nicht zugetraut hätten, nicht wahr?»

Wer war mit diesem «wir» gemeint, dachte Paul, und er schaute seine Mutter an. Diese hatte den Kopf zurückgebogen und sah zu den Wolken auf. Die kleine weiße Hand aber unter der großen

braunen Hand wurde unruhig, sie entzog sich ihr leise, machte sich etwas an den Stirnlöckchen zu schaffen und kehrte nicht mehr zurück. «Nun», fuhr der Direktor fort, «ich denke, ich kann mit ruhigem Herzen hinausgehen, um meine Pflicht zu tun, denn auch in meine Häuslichkeit wird der Ernst der großen Zeit einkehren, auch hier wird jeder auf seinem Posten stehen und seine Pflicht tun.»

«Wie schön und wahr!», sagte Tante Dina.

Eine große graue Wolke hatte bisher die Sonne verdeckt, jetzt riss sie plötzlich, und riesige goldene Strahlenbündel schossen über den Himmel, standen da wie ein ungeheurer Heiligenschein.

«Seht, wie schön das ist!», sagte Frau Irene und wies zur Sonne hinauf.

Der Direktor schüttelte sachte den Kopf: «Die Frauen sind beneidenswert», sagte er. «Nichts kann so furchtbar ernst sein, dass sie nicht mit Leichtigkeit davon zu etwas Nebensächlichem übergehen können.»

Frau Irene zog die Augenbrauen empor und meinte ein wenig gereizt: «Für mich wird nichts so ernst und so furchtbar sein, dass ich nicht doch sehe, was schön ist.»

«Nun, lassen wir das», sagte der Direktor und zuckte die Achseln.

Am Abend fuhr der Direktor mit seiner Frau in die Stadt zurück. Er küsste Paul: «Bleibe gesund, mein Junge», sagte er, «werde stark, lerne brav! Du musst klug und stark werden, denn du bist ein Deutscher, und das ist jetzt ein gefährlicher Posten.» Seine Stimme zitterte dabei, und seine Augen wurden feucht. Das ergriff Paul, er begann zu weinen und freute sich doch, dass er es tat, denn er hatte gefürchtet, nicht weinen zu können, und wusste doch, dass es von ihm erwartet wurde.

Nun kamen stille Spätsommertage, in denen das Leben ereignislos dahinglitt unter dem Singsang der Feldgrillen und dem Dangeln der Sensen auf den Wiesen. Paul wunderte sich, dass nichts sich verändert hatte seit dem Kriege. Wie sonst wurden die Kühe auf die Weide getrieben, wie sonst gingen die Sommergäste mit Strohhütten

und bunten Sonnenschirmen die Tannenallee entlang. Durch die geöffneten Fenster der Villa klang Frau Irenes helles Singen in den Garten hinab, oder sie saß mit Frau Major Welker in der Fliederlaube, sie aßen Kirschen aus einer Tüte miteinander und lachten so heiter, als gäbe es keinen Krieg. Ja, es schien zuweilen Paul, als sei der Krieg vergessen, doch zuweilen wurden Siege gemeldet, dann flatterten Fahnen an den Häusern, und Kinder, unter der Führung von Lulu und Nandl, zogen die Dorfstraße hinunter und sangen mit hohen, heiseren Stimmen «Die Wacht am Rhein» und «Deutschland, Deutschland über alles». Wenn Paul sie kommen sah, hatte er nur einen heißen Wunsch, mitgehen zu dürfen. Als es ihm jedoch gestattet wurde, und er sich dem Zuge anschloss, erklärte Lulu, Paul könne nicht marschieren, Paul könne nicht singen, er störe nur, «bleib bei deiner Kinderfrau, Würmchen», schloss er. Einige Kinder lachten, Paul trat aus dem Zuge, stand am Wegrande und ließ die andern weiterziehen. Er war sehr bleich geworden, weinte jedoch nicht. Als der Zug vorüber war, wandte er sich um und ging seinem Garten zu. Er richtete sich straff auf, wiegte die Arme hin und her, es sollte aussehen, als mache er sich nichts daraus, er fühlte es aber wohl: Dieses war der größte Schmerz seines Lebens. Abends im Bette weinte er, er konnte nicht schlafen, fiebernd vor Zorn und Empörung starrte er mit weit offenen Augen in die Dunkelheit hinein und dachte an das Unerhörte, das er tun wollte, um Lulu und Nandl zur Bewunderung zu zwingen.

Seit jenem Tage nahm Paul sich vor, nicht an den Krieg zu denken. Lulu sollte seinen Krieg für sich behalten. Allein der Krieg ließ ihn nicht los. Abends bei der Lampe las Tante Dina die Zeitung vor, sie las langsam und mit Ausdruck. Paul, an seine Mutter gelehnt, saß auf dem Sofa, müde vom Tage; er kniff die Augenlider zusammen und beobachtete, wie dann goldene Fäden um die Flamme der Lampe zuckten, und die langen Kriegsberichte klangen in sein Ohr, unklar, eintönig: brennende Städte, Geschützdonner, Schützengräben und immer Gefallene, immer wieder Tote, in endloser Reihe zogen sie an ihm vorüber. Tante Dina las die Zahlen mit einer traurigen Feierlichkeit.

Zuweilen fragte Paul: «Mutter, siegen wir?»

Und Frau Irene antwortete: «Ja, mein Kind, wir siegen.»

Und während des Zuhörens begann Paul deutlich ein Bild zu sehen, immer dasselbe: lange gelbe Schützengräben, gelb und tief wie die Kiesgrube vor dem Dorf, und Blut floss an ihren Wänden hinab, grellrotes Blut. Davor aber lagen die Toten, hell von der Sonne beschienen, so weit man sehen konnte, Tote. Paul hatte noch keinen Toten gesehen und dennoch, wie deutlich lagen sie da vor ihm, die kleinen, steifen Soldaten mit den roten Hosen, den bleichen Gesichtern und den glashellen Augen, die nicht sahen, Augen, wie sie Paul an dem Hasen in der Küche gesehen hatte, den der Vater von der Jagd heimbrachte. Dieses Bild stand beständig vor ihm und verfolgte ihn bis in seine Träume. Am Tage unten im Garten zog er sich kleine Schützengräben in den Kies, besetzte sie mit den Blüten des Löwenmauls, saß auf der Bank und warf mit kleinen Steinkugeln danach. Stunden konnte er damit hinbringen, und waren recht viele Löwenmaulblüten getroffen, dann lachte er triumphierend, und etwas wie eine grausame Lust fuhr ihm in die Glieder.

An einem Vormittage hatte Paul seine Schützengräben ganz nah der Fliederlaube gezogen. Seit dem Traum jener Nacht versuchte er es, möglichst viel um seine Mutter zu sein, es war ihm, als dürfe er sie nicht verlassen, und jetzt saß sie in der Fliederlaube und las. Durch die Zweige der Fliederbüsche konnte er ihr weißes Kleid sehen und den blonden Kopf, der sich auf das Buch herabneigte. Die Sonne schien Paul warm auf den Rücken, für eine Weile hatte er seine Sorgen vergessen und fühlte sich ruhig und zufrieden. Ernst und eifrig schoss er seine Steinkugeln ab und mordete die Löwenmaulblüten hin.

Da hörte Paul den Kies unter einem leichten Schritt knirschen, gleich darauf ließ sich Frau Irenes Stimme vernehmen: «Wirden, Sie sind's! Warum kommen Sie? Ich schrieb Ihnen doch!»

«Ja, gnädige Frau», erwiderte Wirden, und seine Stimme klang hell und heiter. «Sie schrieben mir und verboten mir zu kommen, weil er es nicht will. Aber jetzt, meine ich, gelten andre Gesetze.»

«Nein, Wirden», sagte Frau Irene klagend, «das ist unrecht, das ist unehrlich. Er ist draußen im Felde.»

«Oh, ich gehe auch hinaus», meinte Wirden, «und da wäre es ein Unrecht gegen mich, mir zu verbieten, noch einmal hier bei Ihnen zu sein.»

«Ja, Sie gehen hinaus, ich weiß.» Frau Irenes Stimme klang matt und mutlos. «Ich wünsche Ihnen viel Gutes, Gott behüte Sie. Ich werde oft an Sie denken.»

«Ach nein», rief Wirden, «nicht nur das zu hören bin ich gekommen. Ich gehe hinaus – gut, ich freue mich darauf. Es wird jetzt eine Zeit kommen, in der ich zu etwas taue. Bisher war ich so etwas wie ein Lump, ein leichtsinniger Vogel, ein Windhund – nannte er mich nicht so? Nun ja, ich lebte ein Leben, das mir aufgedrängt worden war, in das ich hineinpasste wie die rechte Hand in den linken Handschuh, das kann anders werden. Aber bevor einer hinausgeht, ordnet er seine Angelegenheiten, er will mit dem leichten Herzen hinausziehen. Nun, ich habe eigentlich keine Angelegenheiten – nur eine, eine einzige. Und wenn ich die nicht erledige, dann – würde ich keine Ruhe drüben haben, auch nicht im Grabe. Und diese Angelegenheit ist, Ihnen zu sagen, dass ich Sie liebe, Sie liebe, Sie liebe – so, das tut gut.» Er seufzte tief auf.

«Musste das sein?», fragte Frau Irene leise.

«Das musste sein!», erwiderte Wirden. «Sie wussten es vielleicht, natürlich wussten Sie es, aber es musste sonnenklar vor Sie hingestellt werden, sonst verflüchtet es sich, zergeht im Nebel. Sie denken vielleicht zuweilen: ‚Der gute Wirden, er mag mich wohl geliebt haben.‘ Nein, der gute Wirden liebt Sie wie ein Unsinniger, diese Liebe ist das einzig Gute in ihm, das Einzige, was er an sich achtet, das Einzige in ihm, wovor er den Hut abnimmt. So steht es.»

«Ach, Wirden, Sie quälen mich», klagte Frau Irene.

«Ich quäle Sie nicht!», rief Wirden. «Er quält Sie! Er darf Sie quälen, denn Sie sind ja sein Eigentum, sein Besitz, sein Guthaben.»

«Und meine Ruhe», wandte Irene ein, «mussten Sie die stören?»

«Ja, die musste ich stören», sagte Wirden triumphierend, «denn wir leben nicht um der Ruhe willen. Wir haben kein Recht auf

Ruhe. Wir haben ein Recht auf Lieben und Leiden, aber, mein Gott, diese sogenannte Ruhe ...»

Es wurde einige Augenblicke ganz still in der Laube. Draußen auf dem Rasen kauerte Paul regungslos, und auf seinem Gesichte lag ein seltsamer Ausdruck der Angst.

«Ach, mein Freund, was machen Sie aus mir?», begann Frau Irene wieder.

«Etwas Herrliches», entgegnete Wirden, «eine liebende Frau.»

«Wie stolz war ich auf meine Unnahbarkeit», versetzte Frau Irene, und ihre Stimme klang müde und weich, «wie stolz war ich – und jetzt: wie all die andern, nichts wie eine verliebte Katze.»

Wirden lachte leise. «Ich weiß», sagte er, und in seine Stimme kam das atemlose Schwingen, das ein zu schnell schlagendes Herz in eine Stimme legt. «Ich weiß, ihr heiligen Frauen baut kleine, verlogene Festungen, die sind dann die Unnahbarkeit, das Gleichgewicht, sagt man nicht so? Alles muss stimmen. Abrechnungen stimmen zuweilen, aber das Leben stimmt nicht; wo es aufhört zu stimmen, da fängt das Leben an. Es ist gut, dass die kleinen, verlogenen Festungen fallen, dann wird das Wunder frei. Und ist es nicht ein Wunder, so viel Glück von sich ausgehen zu lassen, dass ich alter Zecher berauscht bin, wie ich es noch nie in meinem Leben war. Mein Gott! An dem Glück dieser Augenblicke werde ich da draußen lange zehren, werde mich an ihnen wärmen, es wird meine Liebesgabe sein.»

«Und ich?», sagte Frau Irene.

Wirden entgegnete etwas, aber so leise, dass Paul es nicht verstand.

Er wollte auch nichts weiter hören. Sachte erhob er sich und schlich dem Hause zu. Er steckte den Finger in den Mund. Auf seinem Gesicht lag ein Ausdruck des Erstaunens und hilfloser Verwirrung. Was geschah dort? Was war das? Er begriff nicht; noch nie hatte er seine Mutter mit dieser Stimme sprechen gehört, und sie, die ihm das Bekannteste und Vertrauteste im Leben war, sie schien ihm plötzlich seltsam fremd, und er fühlte sich einsam. Er ging in das Haus und in die Küche. Dort, mitten im gelben

Sonnenschein, saß die alte Marie auf einer Bank und strickte an einem Soldatenstrumpf.

«Ich will bei dir bleiben», sagte Paul und setzte sich zu ihr.

«Was ist mit dir, Kind?», fragte Marie und schaute ihn über die Brillengläser hinweg an.

«Oh, nichts», meinte Paul. Schweigend betrachtete er eine Weile das alte braune Gesicht; hier war alles bekannt, alles verständlich, und es tat ihm wohl. «Marie», begann er endlich, «warst du in deinem Leben auch einmal eine verliebte Katze?»

Die Alte ließ den Strickstrumpf in den Schoß sinken und rief: «Allmächtiger Gott, was das Kind fragt, was ist mit dir?»

«Oh, nichts», erwiderte Paul und schaute wieder schweigend auf das Gesicht seiner alten Wärterin.

Nach dem Abendessen breitete Tante Dina die Zeitung auf dem Tische aus, bereit, sie vorzulesen. Frau Irene war noch damit beschäftigt, Zahlen in ihr Hausbuch einzutragen, während Paul müßig auf dem Sofa saß und Tante Dinas Schatten auf der Wand betrachtete. Dieser war merkwürdig spitz und eckig, und schaute Paul ihn längere Zeit an, dann erhielt er ein wunderlich selbstständiges Leben. –

Endlich warf Frau Irene die Feder fort, erhob sich und sann vor sich hin: Es stimmt nicht, es stimmt nichts.

Sie ging an das Fenster: «Wie groß die Sterne heute sind», sagte sie, «der Mond ist auch da, ich muss hinaus, die dummen Zahlen haben mir den Kopf schwer gemacht. Komm, Paul.»

So war's jetzt jeden Abend, es litt sie nicht in dem Zimmer, sie musste unter den Sternen sein, sie musste in der Mondnacht umherstreifen.

Sie gingen die Dorfstraße hinauf. Der Mond versilberte die Fenster der Häuser, die Dachecken warfen schwarze Schattenstücke auf den hell beschienenen Kies. Es war so still, dass aus den Ställen das Klirren der Ketten, das Aufschlagen von Pferdehufen deutlich vernehmbar war. In der taufeuchten Tannenallee war es dunkler und kühler. Hier gingen Liebespaare langsam auf und ab.

Frau Irene schaute nachdenklich und schweigend zum Monde auf, zuweilen sang sie leise vor sich hin, und dann plötzlich ergriff sie das Bedürfnis zu sprechen, schöne Worte feierlich in das Schweigen der Nacht hineinzurufen: «Ist es nicht schön, Junge, fühlst du das?»

«Ja», sagte Paul gehorsam.

«Ist es nicht schön», fuhr Frau Irene fort, «wir gehen hier wie Könige durch einen wunderschönen Saal, über uns hängt alles voller Gold, hier unten duftet es ganz süß, die Luft ist wie ein herrliches Getränk, und alles ist so wunderbar und geheimnisvoll. Wir aber gehören dazu, wir sind auch wunderbar und geheimnisvoll. Was wissen wir von uns, wir leben, weil wir leben müssen, und wenn auch alles furchtbar und traurig um uns ist, plötzlich kommt ein Gefühl des Glückes über uns, wir fühlen es, weil wir nicht anders können. Fühlst du das auch, Junge?»

«Ja, Mama», sagte Paul wieder, und wirklich, er fühlte es, fühlte es im Herzen, es benahm ihm ein wenig den Atem und schnürte ihm die Kehle zusammen. Gleich darauf jedoch dachte er daran, dass die Mutter wieder die fremde Damenstimme hatte wie damals in der Laube, und es ergriff ihn jenes Gefühl der Fremdheit, das ihn seit jenem Morgen seiner Mutter gegenüber zuweilen befangen machte, und dann kamen gleich wieder die sorgenvollen Gedanken an Lulu und Nandl und deren Verachtung. Wenn sie hereinkamen, ging Paul, müde vom Gange, gleich zu Bett, und die geschmückte Ruhe der Sommernacht breitete sich sänftigend über seine Träume. –

Am Tage hatte Paul jetzt eine neue Beschäftigung, er übte sich darin, Mut zu haben. Häufig verließ er den Garten, um allein die Landstraße entlangzugehen. Er wusste wohl, es konnten ihm Wanderburschen begegnen, jene unheimlichen Gestalten, die ihn bis in seine Träume hinein verfolgten, es galt aber, Mut zu zeigen; oft bog er auf die Wiesen ab, ging zwischen den Kühen umher, blieb stehen und begegnete stets dem gleichgültigen Blick der großen, ruhigen Kuhaugen.

Einmal wagte er es, seine Hand auf die Flanke eines der Tiere

zu legen. Das Herz klopfte ihm dabei, allein er verstand jetzt, das war das Wesen des Mutes: Man fürchtet sich und tut so, als ob man sich nicht fürchte. Von Kindheit an hatte ihn Angst erfasst, wenn er in ein dunkles Zimmer kam, denn es schien ihm, als stünden stille, graue Männer in den finsternen Ecken. Dennoch hätte er um keinen Preis gewollt, dass jemand um diese Angst wüsste. Und so, meinte er, erging es allen, auch den Erwachsenen, sie kannten alle die stillen, grauen Männer und taten doch so, als gäbe es keine. Hätte eine böse Kuh Nandl etwas zuleide tun wollen, er hätte sich ihr entgegengestürzt trotz seiner Furcht – ja, er wünschte, dass sich so etwas ereignen möge. –

Zu Hause im Garten spielte er dann Mut haben. Eines Vormittags beschloss Paul, allein in den Wald zu gehen. Gewiss konnte er Schlangen begegnen, das sollte ihn jedoch nicht abhalten.

Vom Wege bog er geradeaus in den Wald ab, ging mitten in das Dickicht hinein, und während er so ging, fand er, dass es hier nichts zum Fürchten gab.

Sonnenflecke sprenkelten den Waldboden, Pilze machten sich auf dem Moose breit, groß und gelb, wie Eierspeisen, oder Scharen kleiner Hutpilze auf schlanken Stielen, zerbrechlich wie graues Glas.

Ein Eichelhäher flog nah an Paul vorüber, sodass er die blauen Federn an den Schwingen sehen konnte. Der frische, säuerliche Duft der großen Farne stieg ihm angenehm in die Nase. So schlenderte er gemächlich hier unter den großen Tannen. Plötzlich vernahm er in seiner Nähe hinter einem Tannendickicht einen Ton, den er sich nicht recht zu deuten wusste.

Er klang wie der schrille Hilferuf eines kleinen Tieres, bald wie das Fauchen einer Katze. Paul dachte daran, umzukehren, allein es trieb ihn doch vorwärts. Er kroch durch das Tannendickicht, und vor ihm lag eine kleine Lichtung, weiß von den sachte zitternden Flecken des Wollgrases, hell beschienen von der Mittagssonne.

Und mitten in all dem Weiß und all dem Licht stand Lulu in seinem blauen Leinwandkittel, ohne Hut, die Füße nackt, und hielt mit der einen Hand Nandls Arme, während er mit der andern seine

Peitsche schwang und sie erbarmungslos auf ihren Rücken und ihre Schultern niedersausen ließ.

Sein Gesicht war zornrot, und er wiederholte mit heiserer Stimme: «Wirst du das noch einmal sagen.» Nandl krümmte sich unter den Schlägen, stieß schrille Schreie aus, fauchte, stieß mit ihren dünnen Beinen gegen Lulu, versuchte ihn mit ihren Nägeln zu kratzen. Er jedoch schlug unerbittlich auf sie ein.

Paul staunte dieses Bild einige Augenblicke wie erstarrt an, dann schoss das Blut ihm heiß zu Kopf, und er fühlte, wie sich in ihm alles schmerzhaft straffte und spannte. In wenig Sätzen war er bei den beiden, stand da, atemlos, und brachte mühsam die Worte hervor: «Ich will nicht, dass du sie schlägst.»

Lulu ließ Nandl los, schaute auf und verzog den Mund. «Das Würmchen hier», sagte er, «was willst denn du? Nimm dich in Acht, dass du nicht auch eines kriegst!»

«Ich fürchte mich nicht», erwiderte Paul, und krampfhaft ballte er seine Hände zu Fäusten. «Komm nur.»

Lulu lachte. «Du verkriechst dich doch ins nächste Mauselloch», meinte er wegwerfend.

Nandl stand da, das Haar zerrauft, das Gesicht rot und tränenfeucht, ihre Augen erschienen jetzt schwarz und waren seltsam blank. Die Lippen hielt sie halb geöffnet, und sie atmete stark.

Im Ringen war ihr das Mieder aufgegangen. Lulus harte Hand hatte ihr das Hemd zerrissen, sodass es ihr über die Schulter herabglitt.

«Komm», sagte Paul, und wollte Nandls Hand fassen, denn eine grenzenlose Bewunderung ergriff wie ein körperlicher Schmerz sein Kinderherz. «Komm, ich will nicht, dass er dich schlägt.»

Nandl jedoch entzog ihm ihre Hand, schob die Unterlippe vor und sagte mürrisch: «Was willst denn du, ist das deine Sache?»

Lulu aber lachte spöttisch. «Toll ist das Würmchen heute, hat Baldrian gefressen; gehen wir, du siehst ja, es wird gleich anfangen zu heulen, das kleine Kind.» Damit wandte er sich ab und ging dem Walde zu; er warf den Kopf in den Nacken und ging ein wenig breitbeinig.

Nandl, ohne Paul anzuschauen, bückte sich, hob vom Boden einen Kranz von Tannen und Vogelbeeren auf, der ihr während des Kampfes vom Kopf gefallen sein mochte, setzte ihn sich auf das wirre Haar und ging hinter Lulu her. –

Sie senkte den Kopf. Das zerrissene Hemd hing ihr noch von der Schulter herab, und die Sonne beschien hell ihre braune Kinder nacktheit.

Paul starrte den Davongehenden nach, bis sie hinter den Tannen verschwanden, dann warf er sich auf den Boden, mitten hinein in die Flocken des Wollgrases, und begann zu weinen, zu weinen, dass es seinen ganzen Körper schüttelte, und es war ihm, als müsste etwas in ihm springen.

Seit jenem Tage vermied es Paul, sich Lulu und Nandl am Gartenzaun zu zeigen.

Er versteckte sich hinter einem Strauche, er wollte nicht gesehen werden, aber sehen wollte er. Zu beobachten, wie Nandls kleine braune Füße vorsichtig über den Kies hingingen, verursachte in ihm ein Empfinden, das ihm fremd war, ein starkes Wohlgefallen, in dem dennoch etwas wie Schmerz lag. Jetzt entschlüpfte er öfters um die Mittagszeit dem Garten, lief die Dorfstraße hinauf bis zu dem Stall des Kirchbauern und spähte durch die Stalltüre. Dort sah er dann Nandl, sie stand in dem Stroh neben dem dampfenden Milchkübel, ein dunkles Figürchen in all dem Gelb, sie lachte, dass es im Stall widerhallte, und spielte mit einem braunen Kalbe.

Dieses Bild nahm Paul mit sich nach Hause, und es beschäftigte ihn den ganzen Tag über.

«Woran denkst du, Kind?», fragte ihn seine Mutter.

«An nichts», erwiderte Paul.

«Ich glaube», bemerkte Frau Irene zu Tante Dina, «das Land macht das Kind zu verträumt!»

Verträumt, sagte sich Paul, was wussten die Erwachsenen von den Sorgen und Schmerzen, die ihn quälten.

Eines Nachmittags stand Paul wieder hinter dem Busch und wartete auf Lulu und Nandl, als er vom Hause her gerufen wurde.

Marie stand in der Haustür. «Paul, Kind», sagte sie, «du sollst

heraufkommen.» Sie machte ein feierliches Gesicht, kniff die Lippen zusammen und hatte gerötete Augen.

In der Wohnstube fand Paul seine Mutter und Tante Dina auf dem Sofa sitzend, Frau Irene drückte ihr Taschentuch an das Gesicht und weinte.

«Ach mein Sohn», rief sie, als Paul eintrat und schloss ihn in ihre Arme, «dein guter, edler Vater hat uns verlassen, er ist gefallen, du armes Kind, du bist jetzt eine Waise.»

Vor heftigem Weinen konnte sie nicht weitersprechen, Tante Dina saß gerade da, sie faltete die Hände im Schoß, bewegte tonlos die Lippen, und große Tränen rannen die eingefallenen Wangen herab.

Auch Marie, die an der Tür stehen geblieben war, weinte, faltete die Hände und bewegte tonlos die Lippen.

Sie weinten alle, nur Paul konnte nicht weinen. Er rieb sich mit den Händen die Augen, verzog sein Gesicht, allein er fühlte es deutlich, er würde nicht weinen können; beschämt verbarg er sein Gesicht in den Schoß seiner Mutter und lag regungslos da.

«Ich weiß», begann Frau Irene wieder mit tränenerstickter Stimme, «ich weiß, Tausende haben jetzt denselben Schmerz wie ich, und dennoch, unser eigener Schmerz erscheint uns so furchtbar einzig.»

«Gott wird uns trösten», sagte Tante Dina.

«Amen», sagte Marie an der Türe.

Dann wurde es ganz still im Zimmer, nur Frau Irenes leises Schluchzen war hörbar und das Summen der Fliegen an den Fensterscheiben.

Paul wurde sehr beklommen zumute, und er wünschte, er wäre draußen.

Endlich sagte Tante Dina: «Marie ich denke, wir machen der gnädigen Frau eine Tasse Tee, das wird ihr guttun», und so kam wieder Leben in das Zimmer.

Paul erhob sich, machte einige unschlüssige Schritte und schlüpfte dann zur Türe hinaus in den Garten. Dort blieb er vor dem großen Blumenbeete stehen und starrte die kleinen A stern

an, die jetzt zu blühen begannen. Wie seltsam hatte sich alles in wenigen Augenblicken verändert.

Er war jetzt eine Waise. «Wie ist das? Wie ist man, wenn man eine Waise ist? Ist man immer traurig, lacht man nicht mehr?»

All das war ihm noch fremd und unverständlich. Er ging und stellte sich am Gartenzaun auf, hier wollte er Lulu und Nandl erwarten.

Dort kamen sie schon die Dorfstraße herab.

Lulu hatte die Hände voller Kletten, die er Nandl in das Haar warf. Nandl wehrte sich und stieß kleine Schreie aus.

Vor dem Gartenzaun blieben sie stehen. Lulu verzog höhnisch seinen Mund. «Grüß Gott, Würmchen», sagte er, «in welches Loch hast du dich denn die ganze Zeit verkrochen? Was machst du heute für ein dummes Gesicht?»

«Mein Vater ist tot», sagte Paul.

Nandl warf ihm einen schnellen Blick zu und schlug dann die Augen nieder.

Lulu stieß einen leisen Pfiff aus und sagte: «So, so.» Mehr wusste er nicht zu sagen, wurde befangen und begann langsam weiterzugehen. Nandl folgte ihm, Paul schaute ihnen mit einem Gefühl des Triumphes nach, und es schien ihm, dass er heute einen Sieg über Lulu davongetragen hatte, und dass Nandl ihn vielleicht bewunderte. –

Den Abend verbrachte die Familie auf der Veranda. Die Luft war still und mild, Wolken bedeckten den Himmel, und es begann früh zu dunkeln.

Tante Dina seufzte viel, und Frau Irene sprach klagend in die Finsternis hinaus. «Wir müssen ja unsern Weg bis zu Ende gehen, ich weiß es, aber wie sehr sehne ich mich schon, am Ziel zu sein. Der Weg führt jetzt durch so viel Furchtbares und Grausames. Wie schön wäre es, in eine stille Ewigkeit einzugehen, zusammen mit den Lieben. Das wird das Glück dieser Ewigkeit sein, dass wir einander immer verstehen werden, dass wir ineinander lesen werden wie in heiligen Büchern und dass es nicht mehr die furchtbare Qual des Zuspätverstehens geben wird.»

Paul grübelte über die Worte, die er hörte, nach, über Sterben und Ewigkeit.

Die Ewigkeit sah aus wie das kleine Bild in Tante Dinas Gebetbuch, auf Goldgrund eine Flucht kleiner weißer Engel. Seine Mutter konnte er sich als Engel denken, sich selbst auch, allein der Vater, das war schwer.

Diese Gedanken machten müde und ein wenig schwindlig, wie wir schwindlig werden, wenn wir lange in den Sternhimmel hineinsehen. Er wollte lieber an Nandl denken, und ob die ihn jetzt mehr achtete, weil er eine Waise war. Endlich erhob sich Frau Irene: «Ich muss noch die Tagesrechnung abschließen», sagte sie.

«Ach lass das heute», schlug Tante Dina vor.

Frau Irene bestand jedoch darauf. «Er wollte das immer. Er sagte: ›Zahlen sind die Reinlichkeit des Lebens.›»

Den nächsten Tag fuhren Frau Irene und Tante Dina in die Stadt. Paul blieb unter der Obhut der alten Marie.

Er war erregt und misstrauisch und wusste mit sich selber nichts Rechtes anzufangen. Es freute ihn zwar, durch die Dorfstraße zu gehen und sich von den Leuten ernst und mitleidig ansehen zu lassen, zu Hause im Garten jedoch langweilte er sich. Die früheren Spiele reizten ihn nicht mehr. Er erfand ein neues Spiel, das hieß Fallen. Er stand mit einem Stocke da und schoss, und plötzlich fiel er um und lag regungslos da. Er war tot, er war gefallen. Wie sollte das Spiel aber weitergehen, was geschah, wenn man gefallen war? Die Ewigkeit, gut, die Ewigkeit jedoch verstand er nicht zu spielen. So beschloss er denn, wieder seine Übungen im Zeigen von Mut aufzunehmen.

Nahe dem Garten lag ein Stück Land, das vor längerer Zeit abgeholzt worden war, jetzt wucherte dort dichtes Erlengebüsch, durch das ein Labyrinth schmaler Pfade hindurchführte.

Bisher hatte Paul den Erlenbusch vermieden, nun beschloss er, ihn bei Anbruch der Dämmerung zu besuchen. Unter den hohen Büschen dunkelte es bereits, und seltsam warm war es hier, es schien, als verweilte die Hitze des Tages länger unter den dichten

Zweigen, und die Erlenblätter strömten einen herben, starken Duft aus.

Wenn Paul den Kopf zurückbog, sah er den Mond zwischen den Wipfeln der Büsche hindurchschimmern, und sein Schein hing zitternde Lichtflecken in das Gezweige. Dabei ging ein saches, kaum merkliches Sichregen, ein flüsterndes Leben durch das schon schwarz scheinende Laub. Während Paul die schmalen Pfade entlangging, fühlte er sich einsam und dennoch nicht allein. Es war ihm, als liefen beständig unsichtbare Füßchen auf leisen Sohlen neben ihm her. Er beschleunigte seine Schritte, er wollte bald wieder heraus sein aus dieser Welt des Raunens und Flüsterns.

Plötzlich hörte er einen Ton, einen leisen Knall.

Er blieb stehen, sollte er umkehren? Aber er hatte sich schon daran gewöhnt, seiner Furcht nicht zu gehorchen. Er ging tapfer weiter. Als er schroff um eine Ecke kam, stand eine kleine Gestalt vor ihm, Mondflitter im schwarzen Haar. «Nandl», sagte Paul, «du bist es.»

«Ach du bist es», sagte das Mädchen ruhig. Nandl hatte Erlenblätter gepflückt, drückte sie auf ihre Lippen und ließ sie knallen.

«Was tust du hier?», fragte Paul.

«Ich gehe spazieren», erwiderte Nandl, «und du?»

«Ich auch», erwiderte Paul, und es machte ihn stolz, zu tun, als sei es auch für ihn etwas Selbstverständliches, hier in der Dämmerung spazieren zu gehen.

Nandl erwiderte nichts und ließ ein Blatt auf ihren Lippen knallen.

«Dann können wir zusammen gehen», schlug Paul vor.

«Das können wir», meinte Nandl. So gingen sie nebeneinander her, eng beieinander, zwischen den dunklen Wänden der Büsche.

Zuweilen schaute Nandl zum Monde auf, blinzelte mit den Augenlidern und bemerkte: «Er ist hell, heute.»

«Ja», sagte Paul und schaute ernst in das runde, mondbeglänzte Kindergesicht. «Wo ist Lulu?», fragte er dann.

«Lulu ist mit seiner Mutter in die Stadt gefahren», antwortete Nandl.

Paul sann eine Weile vor sich hin. «Warum schlägt er dich?», begann er wieder.

Nandl zuckte mit den Schultern. «Buben schlagen immer; ich kratze.»

«Ich könnte dich nicht schlagen», versicherte Paul, «ein Mädel zu schlagen, das ist feige.»

Nandl antwortete nicht gleich, endlich sagte sie: «Lulu sagt, du trinkst Kaffee im Bett, du schläfst am Abend mit einem Stück Kuchen im Munde ein, und du fürchtest dich vor allem.»

«Lulu lügt», erwiderte Paul.

«Lügen tut er schon», bestätigte Nandl ruhig.

Jetzt wurde Paul beredt, sein Herz brannte ihm vor Entrüstung. «Ich fürchte mich nicht. Ihr werdet sehen, was ich noch tun werde. Ich gehe dort über den Berg, dort drüben sind auch die Feinde, ich gehe, bis ich zu ihnen komme; bis ich zu den Soldaten komme, die schießen und sterben; bis ich dorthin komme, wo mein Vater gestorben ist.»

«Das ist zu weit», warf Nandl ein.

«Das ist mir gleich», fuhr Paul eifrig fort. Alles schien ihm jetzt möglich, alles schien ihm erreichbar. «Wenn ich unterwegs Soldaten begegne und ihnen sage: «Mein Vater war tapfer und ist gefallen», dann nehmen sie mich mit. Und vielleicht», fügte Paul triumphierend hinzu, «vielleicht falle auch ich.»

Nandl schaute ihn einen Augenblick an mit ihren dunklen Augen, in denen der Mondschein kleine Goldfunken erweckte, sie sagte jedoch nichts.

Der Weg wurde jetzt eng und dunkel, und in einem der Büsche begann es zu rauschen und zu flattern. Ein Vogel mochte dort zur Nachtruhe eingefallen sein und, von den nahenden Schritten aufgestört, ausfliegen wollen.

Ängstlich drängten sich die Kinder aneinander.

«Was ist das?», fragte Nandl.

«Nichts», erwiderte Paul und hoffte, der Augenblick sei gekommen, in dem er Nandl schützen könnte.

Nandl jedoch war gleich wieder beruhigt. «Ein Vogel ist es»,

bemerkte sie vernünftig. Paul aber erfasste den heißen Kinderarm, der sich fest an ihn gedrückt hatte, und küsste ihn.

«Dumm», meinte Nandl, nicht unfreundlich. Dann gingen sie weiter. Nandl legte ihren Arm auf Pauls Schulter, wie sie es bei den großen Mädchen gesehen hatte, die abends mit ihrem Schatz die Tannenallee entlang gingen.

«Sag, Nandl», begann Paul wieder, und er war so erregt, dass er hätte weinen können, «sag, wirst du weinen, wenn ich falle?»

«Wenn eins stirbt», erwiderte Nandl, «dann weint man schon.»

Nun waren sie bis ans Ende des Busches gekommen. Weit und mondbeschienen lag das Land vor ihnen, und die große Helligkeit schüchterte die Kinder ein, die aus der Dämmerung des Busches kamen. Sie ließen sich los und gingen still nebeneinander her.

An der Gartenpforte trennten sie sich.

«Gute Nacht», sagte Nandl.

«Gute Nacht», erwiderte Paul.

Marie zankte, weil Paul so lange ausgeblieben war. Er aber fühlte ein Glück, wie er es noch nie empfunden zu haben glaubte. Noch im Bett dachte er an Nandl und lächelte, und zum ersten Mal schlief der sorgenvolle Knabe lächelnd ein.

Frau Irene und Tante Dina kamen aus der Stadt zurück. Sie trugen schwarze Kleider und lange schwarze Schleier an ihren Hüten. Auf den Tischen des Wohnzimmers wurden schwarze Stoffe zugeschnitten. Auf einen kleinen Tisch hatte Frau Irene den Hut des Direktors gelegt, in der Ecke stand sein Spazierstock, und an einem Haken darüber hing der helle Sommerüberzieher. Auf der Kommode aber stand ein großes Bild des Direktors in goldenem Rahmen, davor Vasen mit frischen Blumen.

Paul schien es, als sei der Vater mehr denn je eingezogen und beherrschte ganz den Raum. Jeden Tag saß Frau Irene vor dem Bilde ihres Mannes, sie nahm Paul zu sich und sprach ihm von seinem Vater, wie gut und edel er gewesen sei, und sie ermahnte Paul, zu werden wie er, so gut und edel.

Paul liebte diese Augenblicke nicht. Erstens weinte seine Mutter

und er konnte nicht weinen, und dann, er kannte solche andächtige Stunden, stets nahm das Gespräch in ihnen eine Wendung, die wie ein Tadel für ihn, Paul, klang, und das war peinlich. Am Nachmittage machte er mit seiner Mutter lange, schweigsame Spaziergänge.

Der September brachte warmes Wetter. Das milde Gold der Herbstsonne lag friedlich über den gemähten Wiesen und dem blassen Purpur der Zeitlosen.

Aber wenn ein leichter Wind Frau Irenes lange Trauerschleier emporwehte, dann schien es Paul, als legte sich auch über die Wiesen und Wege die traurig-andächtige Stimmung, die jetzt die Villa beherrschte.

Eines Nachmittags, als sie den kleinen Weg entlanggingen, der zu dem Bahnhof führte, blieb Frau Irene plötzlich stehen, sie wurde blass und griff nach Pauls Hand.

Er verstand es, er sollte bei ihr bleiben. Aber was gab es denn? Ihnen entgegen kam mit schnellen Schritten ein junger Offizier, Paul erkannte Herrn von Wirden.

Frau Irene ging jetzt langsam weiter. Als Wirden vor ihnen stand, verbeugte er sich. Sein Gesicht war gebräunt und ernst.

«Oh, Herr von Wirden», sagte Frau Irene und reichte ihm die Hand, «sind Sie wieder hier?»

«Eines Auftrags wegen», berichtete Wirden, «bin ich für einige Tage von der Front zurückgeschickt worden. Da ich hier einen Besuch zu machen hatte, kam ich hierher, und habe nun auch das Glück, Sie, gnädige Frau, begrüßen zu dürfen.»

«Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen», meinte Frau Irene kühl und höflich.

Wirden ging jetzt langsam neben ihr her. Er schaute zu Boden und schien befangen.

«Sie haben eine harte Zeit gehabt», begann Frau Irene wieder.

«Ja, ja», erwiderte Wirden. «Es ging zuweilen scharf her, aber schön war es auch. Man merkt da erst, was alles an Lebensmöglichkeit in einem steckt. Es ist unglaublich, was wir im Frieden, so in unsern Bureaus, für Lebensknauser sind.»

«Unser braves Heer», bemerkte Frau Irene.

«Ja, prachtvolle Kerle», stimmte Wirden zu; «und zu sehen, wie sie alle ihr Äußerstes daransetzen, Donnerwetter, das ist schön.»

Nun schwiegen sie einige Augenblicke.

Frau Irene schaute ruhig vor sich hin, als ginge sie mit einem gleichgültigen Besuche spazieren, der nicht leicht zu unterhalten war.

Nur Paul fühlte, wie die Hand seiner Mutter in der seinen kalt wurde und sachte zitterte.

«Und Sie, gnädige Frau», begann Wirden endlich, «darf ich mich nach Ihrem Befinden erkundigen?»

«Oh, ich», erwiderte Frau Irene, «ich bin froh, dass ich noch hier in der Stille und Einsamkeit dem Gedanken an meinen lieben Gatten leben kann.»

«Oh, gewiss, gewiss», meinte Wirden, «aber das Leben wird doch wiederkommen und seine Rechte fordern.»

«Wird es das?», versetzte Frau Irene, und eine leichte Gereiztheit klang aus ihren Worten. «Ich weiß nicht, ob ich ihm dieses Recht geben werde. Wenn so das Leben eines geliebten Dahingeshiedenen abgeschlossen vor uns liegt, dann fangen wir an, es ganz zu begreifen, dann leben wir es noch einmal nach, um es immer tiefer zu verstehen. Ich glaube, das kann ein Leben ausfüllen. Und es ist ein Trost und» – sie suchte nach einem Wort, «und – eine Buße –» fügte sie leise hinzu.

Es klang fast böse, als Wirden sagte: «Ja, die Dahingeshiedenen sind stark, sie haben immer recht.»

«Sie sind stark und haben recht», wiederholte Frau Irene, und ein wenig Rot stieg in ihre bleichen Wangen. «Wenn wir jetzt erst einen geliebten Dahingegangenen ganz begreifen, dann wollen wir auch ganz nach seinem Gesetze leben, und ich glaube, er ist noch um uns, er fühlt es, dass wir ihn jetzt verstehen, dass wir für ihn leben, und er verzeiht uns, dass wir früher so töricht waren, es nicht zu können.»

Während Frau Irene sprach, schaute Wirden sie aufmerksam an, und es war etwas wie Erstaunen, das in seinen Augen lag, und als er zu sprechen begann, stieß er die Worte scharf und ungeduldig her-

vor. «Oh, gewiss, Ehre unsern edlen Toten. Jetzt liegen da draußen Tausende edler, braver Männer, wir wollen ihrer gedenken und sie ehren, aber soll das Leben jetzt unter dem Gesetz der Toten stehen? Da wir leben müssen, wollen wir auch dem Gesetz des Lebens gehorchen.»

«Ach, diese törichten, unreinen Gesetze», unterbrach ihn Frau Irene, «o nein, von denen habe ich genug.»

Wirden zuckte, kaum merklich, mit den Schultern, und als er zu sprechen fortfuhr, klang seine Stimme wieder leise und mutlos. «Ja, dann haben wir unrecht, wir, die wir nicht gefallen sind, zu leben. Unsre gute Zeit kommt, so scheint es, erst, wenn wir tot sind, dann werden wir stark, dann haben wir recht.»

Irene schien die Bitterkeit dieser Worte zu überhören. Sie blieb stehen und sagte: «Nein, Herr von Wirden, ich wünsche Ihnen viel Gutes, ein schönes, glückliches Leben. Es war sehr liebenswürdig von Ihnen, mich aufzusuchen.»

Wirden beugte sich über die Hand, die sie ihm reichte, und küsste sie. «Ich glaube», murmelte er, «es war sehr töricht.»

Paul schaute Wirden an, er erschien ihm sehr bleich, und Paul dachte wieder, wenn erwachsene Herren weinen könnten, würde er jetzt weinen. –

Wirden war gegangen. Frau Irene bog nicht zu ihrer Villa ein, sondern ging noch einen Pfad zwischen den Wiesen hin, sie liebte es zu sehen, wie die Dämmerung das Tal in seine Schatten und Nebel einspann.

An dem noch hellen Himmel leuchtete bereits ein Stern auf.

«Sieh den Stern», sagte Frau Irene, «wie er heruntergrüßt. Wenn ich solch einen Stern sehe, ist es mir, als schaute Vater auf uns nieder, als sei er uns nah.»

«Ist Vater noch da», fragte Paul leise, «sind wir noch da, wenn wir tot sind?»

«Ich glaube es, mein Kind», erwiderte Frau Irene, «ich glaube, unsre Lieben verlassen uns, die wir noch auf Erden sein müssen, nicht ganz. – Sieh doch den schönen Enzian dort, geh, hol ihn, wir wollen ihn vor Vaters Bild stellen.»

Paul machte einige Schritte, der Gedanke an diesen Vater, der noch bei ihnen sein sollte, ließ ihn zaudern, sich auf die nebelweiße Wiese hinauszuwagen, dann ging er aber doch und holte den Enzian.

Heiß lag die Mittagssonne auf der Dorfstraße, als Paul sie eilig hinabließ.

Aus den geöffneten Fenstern strömte der Geruch der Mittagsmahlzeiten, scholl das Klappern von Tellern oder das laute Beten der Tischgenossen.

In den Ställen brüllten die Kühe, an den Gartenzäunen machten die Hühner Löcher im Sande, um sich darin zu kühlen.

Sattes Behagen brütete um diese Stunde über dem Dorf.

Paul hatte beschlossen, Nandl zu sehen. Seit dem Gang im Erlebusch glaubte er ein Recht auf sie zu haben, und um diese Zeit war er vor Lulu sicher. Am Stall des Kirchbauern schaute er durch die Tür. Niemand schien darin zu sein, nur die Kühe standen vor ihren Krippen und kauten laut am Grünfutter.

Paul wagte sich in den Stall, einige Hühner stießen Alarmrufe aus, die eine oder die andre Kuh blickte missbilligend auf. Paul sah sich um, und wirklich, dort in der Ecke auf einem Strohbündel lag Nandl und schlief. Sie lag auf dem Rücken, das Gesicht heiß vom Schlaf, das wirre Haar von Strohhalmen wie von Goldfäden durchzogen.

Die Hände hielt sie über der Brust gefaltet, die nackten Füße kreuzte sie.

Paul stand vor ihr, neigte den Kopf auf die rechte Schulter und schaute sie bedächtig an. Er bückte sich und kitzelte mit dem Zeigefinger eine von Nandls Fußsohlen.

Der Fuß wurde zurückgezogen, und über das Gesicht des schlafenden Mädchens ging ein ärgerlicher Zug.

Nandl wurde unruhig, schlug die Augen auf, sah Paul schlaftrunken an. Dann richtete sie sich ein wenig auf und sagte, nicht eben freundlich: «Du bist es?»

Paul rieb sich die Hände und lächelte liebenswürdig. «Ja, Nandl, ich. Ich bin gekommen –»

«Warum?», fragte Nandl.

«Ich bin gekommen», fuhr Paul fort, «wir könnten vielleicht zusammen in den Erlenbusch gehen?»

Nandl antwortete nicht gleich und schaute über Paul hinweg in den Sonnenstrahl, der durch das kleine Fenster fiel, dann zog sie die Augenbrauen hoch und meinte: «Nein, mit dir geh ich nicht, Lulu sagt, du lügst, Lulu sagt, du wirst nicht dort hingehen, wo sie kämpfen, er sagt, es ist zu weit und du bist zu feige!»

Paul wurde blass, und sein kindliches Gesicht nahm einen älteren, vergrämten Ausdruck an. «Ihr werdet sehen, ob ich's nicht tue», sagte er bekümmert, wendete sich um und verließ den Stall.

Langsam mit gesenktem Kopf ging er die Dorfstraße entlang, und in ihm klang es immer wieder: «Jetzt muss ich es tun, jetzt werde ich es tun, es ist furchtbar, aber ich werde es tun.» Er fühlte, wie der seltsame Entschluss sich in sein Knabengehirn festkrallte, unentrinnbar. Es war ihm, als zöge da ein fremder Wille in ihn ein, dem er gehorchen müsse. Wie das werden sollte, wusste er nicht, aber er würde es tun, und zum ersten Mal empfand er, dass sein Schicksal in seine eigene Hand gelegt war.

Zu Hause war Paul still und nachdenklich. Er hielt sich jetzt gern im Wohnzimmer auf, bei den Erwachsenen, bei den Möbeln, die ihm wieder befreundet waren in diesem Leben, das jetzt ein wenig still und ernst geworden. Er saß am Tisch und zeichnete Soldaten auf ein Papier, hörte zu, was die Mutter und die Tante sprachen, und es war, als fürchtete er sich, allein zu sein mit seinem Entschluss.

Zuweilen legte er den Bleistift fort, lehnte sich in den Stuhl zurück, seine Augen wurden dann groß und hell, als starrten sie auf etwas hin, das ihn erschreckte.

«Dem Knaben geht der Tod des Vaters doch sehr nah», sagte Tante Dina zu Frau Irene.

Oft blickte Paul lange das Bild seines Vaters an und dachte: «Wenn ich sterbe, wird mein Bild dann auch dort auf der Kommode stehen, wird mein Hut neben dem Hut des Vaters auf dem Tische liegen und mein Überzieher an der Wand neben dem des

Vaters hängen?» Dieser Gedanke tat ihm wohl, gab ihm ein angenehmes Gefühl des Geehrtseins. Abends musste Marie an seinem Bette sitzen, und wenn sie dann ging und das Licht mit sich nahm, kamen in der Finsternis die Gedanken an den dunklen Weg, den er zu gehen hatte, und in seinen Träumen irrte er beständig auf langen, fremden Straßen hin.

Und dann kam der Tag, an dem er es tat. Frau Irene und Tante Dina waren in die Stadt gefahren, Marie hatte große Wäsche.

Am Morgen waren Nandl und Lulu am Garten vorübergegangen, und Lulu hatte hineingerufen: «Held Würmchen, bist du schon eingerückt?», wozu Nandl hell lachte.

Am Nachmittage nahm Paul die Vespersemmeln, die Marie ihm zurechtzulegen pflegte, und ging. Sein Weg lag klar vor ihm. Um niemandem zu begegnen, musste er durch den Erlenbusch, durch den Wald, dann trennte ihn noch ein Stück Wiese vom Berge. Er war ruhig und entschlossen. Es war, als steckten zwei Wesen in ihm, das eine, das handelte, das andre, das angstvoll und neugierig zuschaute.

Ein wenig nach vorn gebeugt, den großen blonden Kopf gesenkt, hastete er dahin, er lief fast, mit dem eiligen Schritt der Knaben, die auf verbotenen Wegen gehen.

Es wehte ein starker Südwest, die Erlen fuhren lebhaft durcheinander und rauschten. Auch die Tannen neigten sich hin und her, und es schien Paul, als sei die Natur um ihn her erregt wie er selbst, als wüssten alle diese, die da rauschten und flüsterten, um sein Vorhaben. Vom Waldrande ab ging er einen schmalen Pfad über eine gemähte Wiese. Der Wind trieb große weiße Wolkenballen über den Himmel, und die Wolkenschatten liefen eilig und lautlos über die grüne Fläche. Wenn Paul an den Feldgrillen vorüberkam, schwiegen sie still, kaum war er jedoch vorüber, begannen sie ihr Lied wieder, und es klang, als riefen sie alle: «Sieh, sieh, sieh.»

Ohne Gedanken, nur von seinem Vorhaben beseelt, lief Paul weiter, bis er an den Berg gelangte, dann begann er zu steigen.

Von der großen Straße bog er in den Wald ab und ging einen kleinen Waldpfad entlang. Dort war das Rauschen tiefer und erns-

ter, die großen Bäume neigten sich, wie die Leute in der Kirche sich im Gebete neigten.

Paul eilte vorwärts, als hätte er ein Ziel. Die silbergrauen Augen schauten gerade vor sich hin, die Augenbrauen zog er ein wenig zusammen. Er sah alles, an dem er vorüberging: das Eichhörnchen, das an ihm vorüberschlüpfte, eine kleine blanke Schlange auf einem Mooshümpel, einen Specht, der eifrig an dem trockenen Schopf einer Eiche klopfte.

Nein, der Wald war nicht unfreundlich. Die Tannen breiteten ihre mächtigen Zweige wie mütterliche Arme aus, die hohen Farnwedel reichten Paul bis an die Brust und streichelten seine Hände. Zuweilen ging der Weg steil aufwärts, dann war er wieder eine Strecke eben und bequem.

Wie lange er gewandert war, wusste Paul nicht, aber plötzlich spürte er, dass er hungrig war. Er setzte sich auf einen Baumstumpf, zog seine Semmel hervor und begann zu essen. Die Semmel schmeckte gut, auch war es angenehm, ein wenig die Beine von sich zu strecken, ein wohliges Behagen überkam Paul.

In den Bäumen blitzten hier und da Sonnenlichter, die wieder erloschen, wenn die Wolken über die Sonne hinzogen. Eine Hummel flog langsam vor Paul hin und her und suchte die Blüten ab, die hier standen. Sie summte dabei gemütlich vor sich hin, und Paul musste lächeln, denn er dachte an die alte Marie, wie sie sonntags am Fenster saß, ihr Gesangbuch in der Hand, und leise vor sich hin sang. Ja, zu Hause, da suchten sie ihn noch nicht, niemand wusste noch, dass er einsam auf fremden Wegen ging. Aber hier durften sie ihn nicht finden, er musste weiter, und so brach er wieder auf. Als er aus der Ferne Männerstimmen hörte, ging er vom Wege ab, mitten in das Dickicht hinein, er kletterte steile Abhänge hinan, drängte sich durch dichtes Unterholz, eifrig, ohne klaren Gedanken, wie von einer unwiderstehlichen Macht vorwärtsgetrieben. Allein der Wald erschien ihm jetzt nicht mehr so befreundet. Keine Sonnenlichter huschten mehr über das Moos, alles schien düster und rauer, überall wurden ihm Hindernisse in den Weg gelegt. Die Tannen zerkratzten ihm wie mit kleinen bösen Nägeln das Gesicht,

und hier unter den Bäumen begann es schon zu dunkeln. Plötzlich hörte er, wie es rings um ihn her zu flüstern begann, ein gleichmäßiges Flüstern: Es war der Regen.

Paul wurde ängstlich. Er begann planlos in dem Dickicht umherzuirren. Kalte Tropfen benetzten sein Gesicht, und aus der Ferne scholl eine große furchtbare Stimme herüber. Paul kannte sie wohl: Es war der Donner. Jetzt verlor er den Kopf, er weinte, und lief unaufhaltsam vorwärts. Warum kamen sie nicht, dachte er, warum suchten sie ihn nicht, warum fanden sie ihn nicht? Die Dunkelheit nahm zu, Regen strömte jetzt nieder, und es schien Paul, als sei der ganze Wald jetzt feindlich. Wurzeln legten sich ihm in den Weg, und wenn er fiel, schlugen die nassen Farnwedel schadenfroh über ihm zusammen, die feuchten Zweige griffen ihm wie mit großen kalten Händen in das Gesicht und taten ihm weh. Immer lauter grollte der Donner, das Furchtbarste aber waren die Blitze, deren blaues Licht den Wald so seltsam veränderte. Als nun vollends ein starker Sturm sich erhob und zu heulen und zu ächzen begann, da war die Kraft des Knaben dahin, er verkroch sich unter die Zweige einer Tanne, umschlang seine Knie mit seinen Armen und weinte.

Aber auch das Weinen hat sein Maß. Als Paul nicht mehr weinen konnte, hockte er da, in sich zusammengebogen, zitternd vor Kälte in seinen nassen Kleidern, und starrte in die Dunkelheit hinein, wartete auf die Donnerschläge, horchte hinaus auf die furchtbaren, lauten Stimmen über ihm und um ihn. Ein Zweig klagte wie ein kleines Kind. Zuweilen ging ein Pfeifen durch die Luft, ein schrilles, ungezogenes Pfeifen, als säßen hundert Lulus in den Baumkronen, und in das Heulen des Sturmes mischte es sich wie ein gelles, höhnisches Lachen. Dann kamen die Blitze; in der grellen, zitternden Helligkeit, die den Augen wehtat, sah Paul den Wald in furchtbarer Bewegung, die Bäume schienen durcheinanderzulaufen, schmerzvoll sich windend und klagend, große schwarze Arme emporstreckend. Allenthalben standen dunkle vermummte Gestalten, und auch sie waren da, die stillen grauen Männer, die zu Hause in den dunklen Ecken zu stehen pflegten, hier standen sie an den Baumstämmen herum, die Gesichter von Paul abgewandt, grau und re-

gungslos. Paul wunderte sich nicht darüber, alles Furchtbare musste hier versammelt sein. In all dem Getöse aber erklang ein Ton, ein eiliges Klopfen, das war Pauls Herz, das zum Zerspringen schlug. Plötzlich erdröhnte ein Donnerschlag, so gewaltig und krachend, dass Paul wie gelähmt dakauerte, und nicht weit von sich sah er eine große entlaubte Eiche in blauem Lichte stehen und zittern.

Jetzt war das Übermaß an Angst in Paul erreicht, eine unendliche Müdigkeit ergriff ihn, der Kopf und die Glieder schmerzten ihm, er öffnete die Lippen, um die kühlenden Regentropfen aufzufangen, schlafen wollte er, nur schlafen; er streckte sich auf das nasse Moos aus. Da war er bei den Schützengraben, ganz gelb lagen sie vor ihm, und da war auch Blut, lange Streifen prachtvoll rotes Blut, er sah niemanden, aber er hörte das Getöse.

Plötzlich stand Herr von Wirden neben ihm, er lachte sein lustiges Lachen und sagte: «Du hier, mein kleiner Paul?»

«Ja, ich bin hier», erwiderte Paul.

«Du bist tapfer, kleiner Paul, stehe hier, gleich kommt der Feind» – und dann kam er, viele kleine Soldaten, sie liefen heran und fielen um, liefen heran und fielen um.

«Ich habe nichts zum Schießen», sagte Paul.

«Das ist nicht nötig», antwortete Herr von Wirden, «singe nur.» Paul begann zu singen aus Leibeskräften:

«Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
wie Schwertgeklirr und Wogenprall.»*

Er sang, bis er fühlte, dass das Herz ihm brannte, «das ist der Mut», dachte er, «der so brennt», und dort im dunklen Walde, hinein in das Heulen des Sturmes und Grollen des Donners, rief die zitternde heisere Knabenstimme ihren Schlachtgesang.

Und Paul erwachte davon, dass etwas Kühles ihm auf die Stirn gelegt wurde.

* Aus dem dt. Nationallied «Die Wacht am Rhein» von Max Schneckenburger (1819–1849) und Carl Wilhelm (1815–1873).

Seine Mutter stand an seinem Bett.

Sie war bleich und hatte vom Weinen gerötete Augen. Der grüne Vorhang am Fenster war niedergelassen, aber ein Sonnenstrahl stahl sich in das Zimmer, er fiel grell golden auf den runden Tisch und auf das alte Sofa mit dem schwarz und rot geblühten Überzug.

«Die sind auch wieder da», dachte Paul, als sähe er alte Freunde.

Er verstand das alles nicht, er war jedoch zu müde, um zu denken, und schloss die Augenlider. Im Zimmer wurde leise hin und her gegangen, zuweilen geflüstert, plötzlich spürte er den Duft tauiger Wiesen, er schlug wieder die Augen auf, auf seiner Bettdecke lag ein Strauß blauen Enzians, und an seinem Bette standen Lulu und Nandl, sie schienen verlegen, schlugen die Augen nieder und falteten die Hände.

«Das haben die Kinder dir gebracht», sagte Frau Irene.

Paul versuchte zu lächeln, versuchte etwas zu sagen, und als seine Mutter sich auf ihn niederbeugte, wiederholte er lauter: «Sag ihnen, dass ich doch dort gewesen bin.»

Dann gingen die beiden Kinder leise wieder hinaus.

In der folgenden Nacht starb Paul. Sie begruben ihn auf dem Dorfkirchhof. Alle Dorffrauen hatten ihre Sonntagskleider angezogen.

Lulu und Nandl standen an dem Grabe und hielten kleine Kränze aus Tannen und Vogelbeeren in der Hand.

Als alles aus war, gingen die Frauen wieder langsam den Kirchenweg hinab, nur Frau Irene blieb bei dem Grabe, eine einsame, schwarze Gestalt.

Lulu und Nandl gingen schweigend nebeneinander her, nur einmal bemerkte Nandl: «Das konnte er doch – sterben.»

Lulu zuckte die Achseln, als sei das keine große Sache. Über den Dächern der Dorfhäuser aber flatterten die Fahnen im Sonnenschein, denn ein neuer Sieg war gemeldet worden.

VERNON LEE

Der Tanz der Völker
Eine Moralität aus unseren Tagen*

Etwa ein Vierteljahrhundert lang waren die berühmten Totentänze ziemlich außer Mode geraten.

Dann setzte mit dem Ende des sprichwörtlich *bourgeois* viktorianischen Zeitalters eine Rückbesinnung auf den Geschmack ein und somit auch auf diese höhere Form der tragischen Kunst, der es gelingt, das echtste Erbe der Klassik mit dem romantischen Reiz des reinsten Mittelalters zu verbinden. In Südafrika und Fernost und erst kürzlich im Nahen Osten hatte der bekannte Ballettmeister Tod einige seiner größten und erfolgreichsten Produktionen auf die Bühne gebracht.

«Es wird Zeit», sagte Satan, der Pächter der Welt, «das Theater des Westens wieder zu eröffnen. Die Politiker und Rüstungsteilhaber halten schon längst alle Requisiten bereit, und die Kulissenschieber von der Presse warten nur noch auf das Signal.»

«Ihr Wunsch sei mir Befehl», antwortete der Ballettmeister Tod, «denn um die Wahrheit zu sagen, geehrter Herr Satan, ist der Westen mit seinen Doktoren, Wirtschaftsweisen und Gewerkschaften rasend schnell dabei, diese höhere Kunst zu verlernen, von der Aristoteles trefflich sagt, dass sie die Welt durch Mitleid und Schrecken von ihren Bewohnern säubere. Ich werde persönlich für die Tänzer geradestehen, wenn Sie ein passendes Orchester aufreiben können; denn Sie wissen ja wohl, dass selbst der Tod die Völker nicht zum Tanzen bringt und erst recht den Tanz nicht in Gang halten kann ohne die Musik der Leidenschaften.»

* Nach dem Vorbild mittelalterlicher religiöser Moralallegorien.

«Darum werde ich mich kümmern», sagte Satan, der unsterbliche Impresario der Welt, «verlieren wir also keine Zeit.»

Der erste Instrumentalist, an den sie sich wandten, war der Eigennutz, den man üblicherweise engagiert, um den Generalbass des menschlichen Lebens zu spielen. Doch er war einer Gewerkschaft beigetreten. «Ich bin beschäftigt», gähnte der Eigennutz, «komm an einem anderen Tag wieder»; und er stellte sich taub und träumte davon, die Gesellschaft auf einem breiteren Fundament neu aufzubauen.

«Der Eigennutz war schon immer ein langweiliger Kerl, ihm geht jede Spur göttlichen Feuers ab», murrte der Tod. «Warum Zeit an seinesgleichen verschwenden?»

«Ich muss schon sagen, dass ihr Knochengerippe manchmal ein wenig frech seid», antwortete Satan gelassen, und seine zarten Eisenschwingen sträubten sich nicht. «Siehst du denn nicht, dass mein Klopfen an die Tür des Eigennutzes die Angst, diese saumselige alte Schlampe, an ihr Fenster gelockt hat? Hallo, Witwe Angst, es sind nur ein paar alte Freunde, die dich zu einem kleinen Fest einladen wollen. Komm runter, meine Liebe, und nimm ein paar von deinen unfeinen, aber unterhaltsamen Sprösslingen mit.»

So kam die Angst, erbärmlich wie keine andere Leidenschaft, herunter und zögerte höchstens ein wenig, weil sie den Eigennutz hatte absagen hören. Doch schon zerrten ihre schäbigen, rastlosen Zwillinge Argwohn und Panik sie mit, und die Familie hatte Blechflöten, Nebelhörner und eine gesprungene Sturm-und-Gemetzel-Glocke dabei, echt mittelalterlich, aber in eine «Daily Mail» und einen «Globe» vom Vortag eingeschlagen.

«Ein ziemlich unansehnlicher Haufen und dabei so erstklassige Musiker», grübelte der Satan, «wir brauchen einen attraktiven Ersatz, denn die Völker sind in letzter Zeit furchtbar heikel geworden, und noch ein paar unentbehrliche Mitglieder des Ensembles machen wenig her. Haben Sie doch die Güte, unserem kleinen Amateuorchester beizutreten, meine liebe Lady Idealismus und mein junger Prinz Abenteuer», rief er mit klangvoll schöner Stimme und schlug feierlich mit seinen Erzengelflügeln dazu. Und das

Paar, Braut und Bräutigam, trat aus seinem Wolken- und Sonnenscheinschloss: großartig waren sie und von tadelloser Haltung, nur ein wenig zu sehr herausgeputzt. Lady Idealismus hatte eine Silbertrompete dabei und Prinz Abenteuer ein Waldhorn. Auch die Mutter des Todes kam (oder seine Gattin, denn nach ihren Verwandtschaftsverhältnissen fragt man am besten nicht), die Sünde, von den Göttern Seuche genannt, und sie ließ sich nicht einmal bitten. Mit ihr kam ihre bekannte Meute, Raub, Lust, Mord und Hungersnot, die mit Klappern, Rasseln und anderen kannibalschen Instrumenten ausgerüstet war.

«Da kommt der Hass mit der Selbstgerechtigkeit», sagte Satan mit einem Kopfnicken in die Richtung eines Paares, das vorgab, sich nicht zu kennen, aber trotzdem zusammen aus dem «Gasthof zur Eitelkeit» eilte und einen riesigen Kontrabass und ein kleines Harmonium neben sich herschob, auf dem die Selbstgerechtigkeit, als sie Platz genommen hatten, höchst zuvorkommend dem Hass den richtigen Ton angab.

«Das reicht für den Anfang», rief der Tod, der es immer eilig hatte. «Der Heldenmut wird bestimmt auch noch hinzustoßen, sobald wir begonnen haben, und er kann überall eingesetzt werden. Sehen Sie, da kommen die Tänzer! Leg mal los, Angst, und Idealismus ebenso, und du, Hass, brummst auf der tiefen Saite, bloß ein paar Takte, damit die Völker diese lästige *mauvaise honte** schleunigst überwinden.»

Die Völker hatten sich inzwischen versammelt, jedes strahlend und adrett in seinem Ballettröckchen, das natürlich viel besser geschnitten und aus edlerem Material war als der Wollstoff oder die Lumpen des Alltags. Und Idealismus und Abenteuer, Hass und Selbstgerechtigkeit waren schon eifrig am Stimmen, denn im Gegensatz zum Rest des Orchesters legten sie Wert auf Korrektheit, als die einleitenden Anweisungen des Ballettmeisters durch das Erscheinen eines unvermuteten und höchst seltsamen weiteren Musikerpaars unterbrochen wurden. Denn während das übrige Or-

* Frz. «falsche Scham».

chester klassische, mittelalterliche, biblische Eingeborenen- oder auch gar keine Kleidung trug, waren diese beiden kompromisslos modern angezogen, der eine wie ein städtischer Angestellter, der beim Roten Kreuz gute Figur gemacht hätte, und die andere mit Brille und Kittel, wie man sie meist in den Labors sieht.

«Raus mit euch!», schrie der Ballettmeister Tod, sprang beim Anblick der Neuankömmlinge von seinem Hocker auf und rief seinem Orchester zu: «Werft sie raus! Werft die neumodischen Eindringlinge raus, die uns das Vergnügen verderben wollen! Werft sie raus! Trampelt auf ihnen rum! Seht ihr denn nicht, dass es fremde Spione sind? Spione in den Diensten von Leben und Fortschritt!»

«Psst, psst!», antwortete Satan mit einer Erzengeleste, die das ganze Orchester geduckt auf seine Plätze verwies und den Skelettarm des Todes vorübergehend lähmte: «Wer von uns hat hier das Sagen?, nimmt mich wunder. Wirst du denn nie Manieren lernen, du knöchiges altes Steinzeitrelikt mit deinem Sammelsurium von Instrumenten, die in ein Volkskundemuseum gehören?» Dann wandte er sich an die Neuankömmlinge: «Entschuldigen Sie bitte seine bäurischen Manieren, verehrte Madame Wissenschaft und geschätzter Herr Rat Systematik. Sie wissen ja, wie es um die Gerippe bestellt ist: Ihre Schädel sind zwangsläufig leer!»

«Keine Ursache, Mylord», antwortete Wissenschaft, die sich ein erstklassiges Grammophon unter den Arm geklemmt hatte, «*qui sait comprendre sait tout pardonner*»^{*}; darum gebietet es mir mein Beruf, das Betragen Ihres Ballettmeisters uns gegenüber zu entschuldigen.»

«Alles in Ordnung», bekräftigte Systematik, der damit begonnen hatte, ein sehr handliches kleines Pianola samt diversen Walzen auszupacken. «Natürlich stehen die Wissenschaft und ich *in der Tat* andauernd im Dienst des Lebens und Fortschritts. Aber diese Firma kommt derzeit nicht vom Fleck, darum sind wir so frei, ein befristetes Engagement anzunehmen.»

* Frz. «Wer verstehen kann, der kann alles verzeihen».

«Nichts könnte dem Erfolg unseres Balletts mehr nützen», antwortete Satan und drückte ihnen liebenswürdig, aber nur leicht die Hand mit seinen Klauen, die die Wissenschaft bei dieser Gelegenheit unter die Lupe nahm, «und ich hoffe bloß, dass unsere Zusammenarbeit von Dauer sein wird. Natürlich wird der Tod», und er senkte seine Erzengelstimme zu einem ausgesucht höflichen Flüstern, «für seine Aufgabe allmählich ein wenig alt und ist schrecklich voreingenommen. Zudem lässt es sich, fürchte ich, nicht leugnen, dass Sie ein paar Dinge getan haben, über die die Ahnungslosen gerne lästern, um ihn aufzubringen. Komm jetzt, du alter Hitzkopf von einem Ballettmeister», und Satan jagte mutwillig einen Stromstoß durch das Gerippe, von dem es erschauerte und raschelte wie ein Büschel trockenes Schilf, «komm schon und schüttle diesen illustren Herrschaften die Hand, die unser Ballett mit ihren wunderbaren mechanischen Instrumenten in Gang halten werden, wenn dem übrigen klassischen Orchester einmal die Puste ausgegangen ist und die Saiten fehlen. Und nun fang bitte mit deinen Instruktionen an, sobald unsere neuen Freunde ihre verdienten vorderen Plätze eingenommen haben. Und übrigens hast du den Namen unseres neuen Balletts noch nicht bekannt gegeben.»

«Unser Ballett», begann der Tod, nachdem er dreimal auf sein Pult geklopft hatte, «heißt ‹Der Tanz der Völker›. Kein besonders origineller Titel, aber einer, der immer zieht. Was Instruktionen betrifft, so weiß ich aus langer Erfahrung, dass ich sowohl mein Orchester wie mein *Corps de ballet* seiner eigenen Inspiration überlassen kann – in allen Völkern gibt es derzeit ganz kluge Köpfe –, solange sie nur meinen Taktstock nicht aus den Augen lassen. Je mehr sie von den vorgeschriebenen Schritten abweichen und spontane Luftsprünge machen und großartige neue Figuren erfinden, desto eher werden sie, so erstaunlich dies scheinen mag, bei ihrem Gegenüber und ihren Partnern auf Resonanz stoßen und desto unauflöslicher werden die Fäden miteinander verschlungen sein im neuen, machtvollen Gewebe der Zerstörung, das ihre blutigen, unermüdlichen Glieder zur Befriedigung unseres erleuch-

teten Bühnenmeisters, Lord Satan, und unter dem Beifall der Geschichte wirken. Was die Musik betrifft, so genügen ein markiger Rhythmus und zahlreiche, aber stimmig durch Nebenharmonien und ein kräftiges nationales Unisono aufgefangene Dissonanzen; und dass unser Orchester der menschlichen Leidenschaften sich so oft mit Geistlichem stärkt wie es geht, ohne einzuschlafen. Die Anlage des Balletts ist ganz schlicht, und Abwechslung entsteht durch die große Zahl – und ich hoffe sagen zu dürfen, stetig wachsende Zahl – tanzender Völker. Das *Leitmotiv* und Hauptthema ist natürlich – denn da sind wir ganz auf der Höhe, auch wenn unser lieber Impresario uns dies nicht zutraut –, dass jedes Volk den Angriff seines Gegners abwehrt und gleichzeitig seinen Verbündeten verteidigt. Dann gibt es die zwei Nebenthemen hervorragender Tänzer, die den Hauptakteuren zu Hilfe eilen, was insgesamt zu allen möglichen überraschenden Regieeffekten führt. Sehr effektiv ist es, wie ich kaum betonen muss, wenn alle Völker strikt darauf achten, eine Unschuldsmiene zu bewahren, während sie sich bemühen, ihrem Gegner Uniform und Tressen großzügig herunterzureißen und ihm so viele seiner Glieder wie möglich abzuhacken. Am Ende der Haupthandlung könnten die Solotänzer aufgefordert werden, die Seiten zu wechseln oder bei einem hochmodernen und anarchischen allgemeinen Zusammenbruch wie dem Pariser *Impromptu* nach dem *Pas de deux* von 1870* mitzutun, bloß in großem Stil. Und jetzt bitte die erste Figur!»

«Moment mal!», rief Satan, «tut mir leid, ständig unterbrechen zu müssen, aber was ist mit dem Heldenmut? Der macht sicher auch mit, und wo sollen wir ihn platzieren, wenn er auftaucht?»

«Ach, egal», flüsterte der Ballettmeister Tod, «er ist immer der Fügksamste meiner Truppe, auch wenn er meist erst erscheint, nachdem wir begonnen haben. Und überhaupt nicht heikel wie der Idealismus oder selbst das Abenteuer. *Ihm* macht es nichts aus,

* Aufstand der Pariser *Commune* im März 1871, als Reaktion auf den verlorenen *Pas de deux* des Deutsch-Französischen Kriegs und sozialer Protest gegen die monarchistische Nationalversammlung. Die Erhebung wurde im Mai 1871 blutig niedergeschlagen.

neben der Angst, dieser dreckigen Schlampe, zu sitzen oder die Kannibalenmusik der Begleiter der Sünde zu ertragen. Aber da kommt er ja!» Denn in diesem Moment erschien der Heldenmut tatsächlich, mit seinem Körperbau eines Riesen, seinem mädchenhaften Erröten und den fröhlichen Kinderaugen.

«Willkommen, Heldenmut, du Prinz der Tenöre», rief Satan dem Neuankömmling mit falscher Freundlichkeit zu, denn Liebe verschwendeten die beiden keine aneinander, dagegen war der Heldenmut dem Tod aufrichtig zugetan. «Wir sagten soeben, mein lieber junger Freund, dass dich nichts schrecken könne und du das bescheidenste und verlässlichste Ensemblemitglied seist. Da fällt mir doch das Ballett über die Französische Revolution ein, als der Heldenmut und die Panik nicht nur im Duett sangen, sondern auf demselben Instrument vierhändig spielten! Das war Impresario Satans bisher schönstes Ballett, mit dem Marat-Thema in Paris und mit dem Hoche-Thema an der Grenze.* Aber bei gutem Willen wird dieser neue Tanz unseres Ballettmeisters Tod noch schöner und dauert ebenso lange.»

Der Tod lächelte, denn er mochte den Heldenmut. «Komm her, mein Junge», sagte er, «du warst deinem alten Papa Tod immer pflichtschuldig ergeben und ihm mehr zugetan als sonst einem der Unsterblichen.» Dazu tätschelte der knochige Ballettmeister dem Heldenmut die rosigen Wangen, diesem strahlenden Jüngling mit Augen, die lachten, aber nichts sehen konnten, denn wie seine Cousine, die Liebe, ist er von Geburt an blind. Und als der Heldenmut die vertraute Stimme des Todes hörte, küsste er ihm verzückt die knöchigen Finger, nahm die Trommel, auf der er seinen himmlischen Gesang begleitet, und setzte sich gehorsam zwischen die Angst und den Hass, ohne zu ahnen, wie abscheulich sie waren.

* Der Arzt und Naturwissenschaftler Jean-Paul Marat (1743–1793) gehörte an der Seite Robespierres und Dantons zu den führenden Köpfen der Französischen Revolution und galt als jakobinischer Scharfmacher; Louis-Lazare Hoche (1768–1797), ein frz. General der Revolutionszeit, wurde als ziviler Verwalter «der Länder zwischen Rhein, Maas und Mosel» eingesetzt.

Das Ballett begann folgendermaßen: Unter den Nationen, die Satan überhaupt zum Tanz aufgegeben hatte, mussten einige doch zurückstehen, um das Publikum zu vergrößern, das sonst nur aus etlichen Schläfrigen Tugenden und den Künftigen Jahrhunderten bestanden hätte, die notorisch substanzlos und kritisch sind – und unter den tanzenden Völkern gab es ein ganz kleines, viel zu klein, um mit den anderen zu tanzen, und besonders unwillig, mitzutun, weil es aus Erfahrung wusste, dass die Tänze des Ballettmeisters Tod allermeist auf seinem daniederliegenden Leib stattfanden. Also bedeutete man ihm, wie man ihm stets bedeutet hatte, es brauche nichts weiter zu tun als sich ganz still verhalten, damit die andern rundum tanzen könnten. Und als es mitten auf der Bühne des Westens so dastand, kamen zwei, drei der größten und schönsten Tänzer mit lautlosen Schritten herbeigetanz, breiteten die Arme aus und hauchten Küsse, was in der Ballettsprache heißt: «Hab keine Angst, wir beschützen dich», und tanzten wieder davon, während sie einem ausgewählten Gegenüber, das auf der anderen Seite ebenso artig knickte und lächelte, mit dem Finger drohten. Während dieses Vorspiels gaben Idealismus, Selbstgerechtigkeit und eine verborgene einäugige Geigerin namens Staatskunst auf ihrer Fiedel ein paar abgedroschene Variationen über die wohlbekannteste Diplomatenhymne an den Frieden zum Besten, zu denen die Völker unbekümmert ihre Pirouetten drehten, obwohl Angst, Argwohn und Panik schon ihre Warnpfeife ertönen ließen und die mittelalterliche Sturmglocke zu schlagen begannen, die sich unter schmierigem Zeitungspapier verbarg.

Und während die Kleinste aller Ballerinen ganz allein mitten auf der Bühne des Westens stand, machte sich derselbe große, durchtrainierte Tänzer an sie heran und bat dazu gestenreich höflichst um Entschuldigung, bis er der Kleinen jäh seine kolossalen schwieligen Pranken auf die Schultern legte und zum Bocksprung ansetzte. Doch auf ein Zeichen des Todes mit seinem Taktstock und einem schrillen Crescendo aller Instrumente des satanischen Orchesters, das in einem hellen Triumphruf des Heldenmuts gipfelte, stellte die arme Kleinste aller Ballerinen dem Riesen ein

Bein und brachte ihn ins Wanken. Doch der Riese rappelte sich sogleich wieder auf, obwohl ihm das Blut in die Augen schoss und ihn schwindelte. Und er warf die arme Kleinste Ballerina zu Boden und setzte auf ihrem armen kleinen Leib zu einem der gewaltigsten *Pas seuls** an, die der Ballettmeister Tod je komponiert hatte, während die Nationenpaare langsam herbeitanzten, bis sie über der Kleinsten aller Ballerinen aneinandergerieten, die hingestreckt auf dem Boden lag und auch so liegen blieb, alles Menschenähnliche an ihr wurde weggetrampelt, bis sie den anderen nur noch als Fußmatte diente.

«Diese erste Figur unseres Balletts», sagte Satan, Impresario der Welt, und erhob sich von seinem Platz mit einer Verbeugung vor seinem Publikum nicht mittanzender Nationen, Schläfriger Tugenden und Künftiger Jahrhunderte: «Diese erste Figur unsres Balletts heißt ‹Die Verteidigung der Schwachen›. Sie wird am Westende der Bühne pausenlos fortgesetzt, während das Ostende von einer nicht ganz symmetrischen Choreographie (*verblasst* jede Symmetrie doch rasch) mit dem Titel ‹Die Dampfwalze rollt› eingenommen wird, die im Triumph all jener kleinen Völker enden wird (und ich hoffe sehr, sie tun zahlreich mit!), die noch ein Tanzbein haben, das sie schwingen können.»

Während dieser ersten Ballettfigur hatte sich die Szenerie im Westteil der Bühne langsam verändert und veränderte sich noch in einer Weise, die die Künftigen Jahrhunderte im Publikum dazu bewog, einander einzugestehen, dass diese neuen Inszenierungen alles übertrafen, womit der Satan sich bislang freundlichst bemüht hatte, ihren *Ennui* zu verscheuchen. Denn hatte der Tanz noch im milden Glanz eines Sonnenuntergangs im August über halbgemähten Feldern begonnen, wo die Erntemaschinen friedlich zwischen den Garbenhaufen brummt und die Pflüge sich in die Stoppeln gruben, wurde das dunkle Sommersternenzelt während der Vorstellung mehr und mehr von den Fackeln der Höfe erhellt, die in der Ferne in Flammen standen, und die blaue Andacht

* Eigenständiger Solotanz in einem Ballett.

